

*Journalisten-Studie:  
In Zukunft Alleskönner*

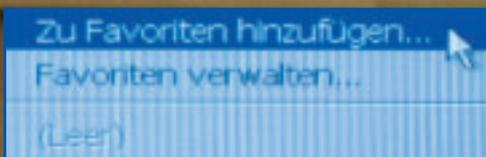
*Zufallsgeometrien in der Physik:  
„Alles schwabbert vor sich hin“*

*Studentisches Stadtmarketing:  
„Leipzig begeistert“ begeisterte*

*Kann man Begabung prüfen?  
Der potenziell perfekte Student*

*Musikinstrumenten-Museum im Grassi:  
Zurück in die Zukunft*

*Rektorkette wird 150 Jahre alt:  
Ein wahrhaft königliches Geschenk*

A photograph of two female students sitting in a wooden lecture hall. They are both wearing glasses and are focused on their work. The student in the foreground is wearing a grey tank top and is writing in a red notebook. The student in the background is wearing a black tank top and is also writing in a notebook. The lecture hall has wooden paneling and rows of desks.

# journal

Studierendenauswahl

**Die Qual der Wahl und die Wahl der Qual**

**Inhalt****UniVersum**

|  |     |
|--|-----|
| Grundsteinlegungen / Partner-Uni in Kanada         | 2/3 |
| Orchester in Oslo / Bild vom Bau                   | 4   |
| Musikinstrumenten-Museum:<br>Zurück in die Zukunft | 5   |

**Gremien**

|                                       |   |
|---------------------------------------|---|
| Senatssitzungen im Juli und September | 6 |
|---------------------------------------|---|

**Forschung**

|  |    |
|--|----|
| Zufallsgeometrien im Physik-Netzwerk                     | 9  |
| Der Journalist der Zukunft: ein Alleskönner              | 10 |
| Germanistik:<br>Die Entdeckung der Sprachbiographie      | 13 |
| Theaterwissenschaften:<br>Ost-West-Forschungsschwerpunkt | 14 |
| Nachrichten  | 16 |

**UniCentral**

|   |    |
|---|----|
| Studierendenauswahl: Die neue Freiheit                                  | 17 |
| Studierfähigkeitstest für das Fach Medizin                              | 18 |
| Umfrage unter Testteilnehmern   | 20 |
| Kann man Begabung prüfen?   | 21 |
| Studierende über ihre Eignungsprüfungen                                 | 23 |
| Ein Baustein der Hierarchisierung –<br>Gastbeitrag von Michael Hartmann | 24 |
| Interview zur Journalistik-Eignungsprüfung                              | 26 |

**Fakultäten und Institute**

|   |    |
|---|----|
| Zoologische Sammlung wiedereröffnet /<br>Griechenland stiftet Professur | 27 |
| E-Learning in der Amerikanistik   | 28 |
| Nachrichten   | 29 |

**Studiosi**

|                                  |    |
|----------------------------------|----|
| Das Projekt „Leipzig begeistert“ | 30 |
|----------------------------------|----|

**Personalia**

|  |    |
|--|----|
| Neu berufen                                | 31 |
| Peter Schneider: Ein Herz für Kinderherzen | 32 |
| Alfred Treide im Ruhestand                 | 33 |
| Geburtstage / Nachrichten                  | 34 |
| Kurz gefasst                               | 35 |
| Georg Placzek: Ein Zugvogel                | 36 |

**Jubiläum 2009**

|                                    |    |
|------------------------------------|----|
| Gesichter der Uni: Albert Köster   | 38 |
| Die Rektorkette wird 150 Jahre alt | 39 |
| Habilitationen und Promotionen     | 37 |
| Am Rande                           | 3  |
| Nomen                              | 31 |
| Impressum                          | 4  |

Titelbild: Dietmar Fischer, Montage: DZA

**Von der Qual der Wahl zur Wahl der Qual**

Die Reform der Hochschulzulassung ist mit einer Neuregelung der Studienplatzvergabe verbunden; den Hochschulen werden mehr Rechte eingeräumt – und das bedeutet auch mehr Verantwortung. Nachdem wir die Bachelor- und Master-Studiengänge verabschiedet haben, geht es nun darum, ein geeignetes Verfahren zur Auswahl der Studierenden zu finden. Ein Richtwert wird sein: Die Universität darf sich bei dieser Gelegenheit nicht von ihrem allgemeinen Bildungsauftrag verabschieden, indem sie den Zugang womöglich gleich zweifach filtert: Studierwillige müssten dann nicht nur über materielles, sondern auch kulturelles Kapital verfügen. Die ominösen „Arztkinder“ von einst.

Allerdings kann es so wie bisher eigentlich auch nicht weitergehen. Denn wem nützt es, wenn möglichst viele möglichst vieles studieren und am Ende doch so wenig „Bildung“ vermittelt wird. Dabei sind die Abbruchquoten nur die freilich massige Spitze eines noch viel massigeren Eisbergs der „Unter-Bildung“. Man wird nicht alle Bedingungen zugleich verbessern können, aber dieses eine können wir jetzt tun: durch sorgfältige Zulassungsverfahren dafür sorgen, dass mehr Studierwillige ein ihren individuellen Begabungen und Fähigkeiten entsprechendes Studium aufnehmen und dieses Studium auch erfolgreich abschließen können!

Daher brauchen wir ein entsprechendes Instrumentarium, das es erlaubt, erstens den Leistungsstand und Studienmotivation verlässlich zu diagnostizieren; und mit dessen Hilfe es zweitens gelingt, dieses „Angebot“ mit der „Nachfrage“, d. h. den universitären Anforderungen, sinnvoll in Beziehung zu setzen. Allerdings darf sich die Universität dabei nicht als „Monopolist“ verhalten, die ihre Bedingungen – fachliche, methodische, soziale Kompetenzen – einfach diktiert; letzten Endes kann sie sich ihr Volk so wenig aussuchen wie die Demokratie. Damit soll nicht einer endlosen Anpassung nach unten das Wort geredet werden.

Und damit diese schiefe Ebene gar nicht erst beschritten wird, bedarf es erheblicher Reformen in der Studien- und Berufsberatung. In dieses Vorfeld ihrer Arbeit wird die Universität deutlich mehr investieren müssen als bisher.

Das alles hört sich fast wie eine Quadratur des Kreises an. Jedenfalls ist es nicht so, dass wir heute schon über patente Verfahren verfügen würden, um die komplizierte Aufgabe zu lösen. Wahrscheinlich sollten verschiedene Verfahren gleichzeitig oder nacheinander erprobt werden. Daher ist es begrüßenswert, dass die Medizinische Fakultät jetzt eine Art Vorreiterrolle übernommen hat und sich mit ihrem Studierfähigkeitstest als erste auf das unbekannte Terrain vorwagt. Die Universität sollte sorgfältig beobachten, welche Erfahrungen dabei anfallen, damit sichtbare Vorzüge zügig adaptiert, erkannte Risiken rasch analysiert – und Fehler gegebenenfalls nicht einfach wiederholt werden. Uns steht gerade die Wahl der Qual bevor; bis daraus eine Qual der Wahl wird, sind wohl noch einige Experimente notwendig.

*Prof. Dr. Charlotte Schubert, Prorektorin für Lehre und Studium*

## Zwei Grundsteinlegungen im Juli: Uni-Campus am Augustusplatz ... Die Zinsen im Blick

Wolfgang Tiefensee gab sich überzeugt: „Am 2. Dezember 2009, einem Mittwoch, werden wir um 11 Uhr das Band durchschneiden, da bin ich sicher.“ Als Leipzigs Oberbürgermeister mit diesen Worten und mit Rücksicht auf die Einladung des Rektors einen Ausblick auf die Eröffnung des neuen Campus am Augustusplatz wagte, war der Grundstein noch nicht gelegt. Doch eine gute halbe Stunde später vollzogen an diesem Freitag, 15. Juli 2005, Sachsens Ministerpräsident Prof. Dr. Georg Milbradt, die Wissenschaftsministerin Barbara Ludwig und Rektor Prof. Dr. Franz Häuser den Auftakt für die Errichtung des 140 Millionen Euro teuren Gesamtkomplexes. Sie versenkten in der Baugrube für die neue Mensa die Kupfer-Kapsel mit der Grundsteinlegungsurkunde und weiteren Materialien, darunter zwei Ausgaben des *Uni-Journals* – und sie vollbrachten die symbolischen Hammerschläge, um dem Baugeschehen einen reibungslosen, unfallfreien Verlauf zu wünschen.

Rektor Häuser dankte der Landesregierung für die Unterstützung des großen Bauvorhabens und sprach von einer Chance für die Universität, „nach einer Phase der baulichen Gesichts- und Geschichtslosigkeit mit einem aus dem Stilempfinden des 21. Jahrhunderts erwachsenen qualitätsvollen Gebäude den Bogen in ihre Geschichte zu schlagen, indem sie in dem Neubau die einzelnen Großperioden ihrer Geschichte durch die Präsentation ihrer erhaltenen Kunstwerke aufscheinen lässt“.

Der Campus-Bau wird, so ist es auch in der Grundsteinlegungsurkunde festgehalten, in fünf Abschnitten ausgeführt (s. a. *Uni-Journal* 2/2004). Das zunächst neu zu errichtende Mensagebäude bildet den südlichen Abschluss zur Moritzbastei hin.



**Voller Optimismus beim Versenken der Kapsel: (v. r.) Ministerin Barbara Ludwig, Rektor Franz Häuser, Ministerpräsident Georg Milbradt und Wolfgang Trommer vom Staatsbetrieb Sächsisches Immobilien- und Baumanagement.**

**Foto: Dietmar Fischer**



**Zwei Studenten seilten sich vom Hörsaalgebäude ab und entrollten ein Transparent: „Bedenkt: Ein Grundstein macht noch keine gute Bildung. Elite ist kein Fundament. Ja zum Uniumbau.“ Rektor Häuser: „Das zeigt, dass wir eine lebendige Uni sind – und sportliche Studenten haben.“ Foto: Armin Kühne**

Hier werden bis zu 890 Menschen gleichzeitig essen können. In den Geschossen zwei und drei sind außerdem Hörsäle und Räume für das Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaften vorgesehen.

An der Grimmaischen Straße entsteht ein Neubau für die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, am Augustusplatz das neugestaltete Hauptgebäude mit der Aula im Bereich der 1968 gesprengten Universitätskirche. In diesen Komplex mit seiner repräsentativen Fassade ziehen die Fakultät für Mathematik und Informatik, die Philologische Fakultät, Zentrale Dienste und Verwaltung sowie die Kustodie ein. Das Seminargebäude an der Universitätsstraße wird im letzten Bauabschnitt saniert und erweitert, im Hörsaalgebäude, offiziell Abschnitt Nr. 4, hat man bereits mit der Grundsanierung und Modernisierung begonnen.

Die Hälfte der Baukosten steuert der Freistaat bei, gerne, wie Staatsministerin Ludwig bei ihrem Hammerschlag betonte: „Eine Investition in Wissen bringt immer die besten Zinsen.“ Carsten Heckmann



**Sie wird das erste neue Campus-Gebäude sein: die Mensa, entworfen vom Architektenteam Behet, Bondzio, Lin.**

**Repro: Randy Kühn**

## ... Mediacampus in Gohlis **Kooperation für Medien-Master**

Der Lehrbetrieb startet in diesem Semester, auf das neue Gebäude müssen die Studierenden noch bis August nächsten Jahres warten: Am 13. Juli wurde der Grundstein für den rund sechs Millionen Euro teuren Medien-Campus in Gohlis gelegt – die künftige Heimat des Masterprogramms Medien Leipzig (MML). Mit der Errichtung des Campus unterstützt die Medienstiftung der Sparkasse Leipzig dieses Programm, das aus den zwei kostenpflichtigen, berufsbegleitend angelegten Aufbaustudiengängen Web Content Management und Technologies of Multimedia Production besteht. Verantwortlich für die Lehre

sind die Universität und die Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK). „Mit diesen innovativen Studiengängen kommen wir unserem Weiterbildungsauftrag nach, und die erstmalige Kooperation mit einem privaten Träger und der HTWK ist ein Modell für die Zukunft“, sagte Rektor Franz Häuser.

10 000 Euro kostet das Studium. 20 Studierende pro Jahr streben die MML-Initiatoren an, los geht's mit weniger. Der Studiengang müsse erst einmal bekannt werden. Eine Anschubfinanzierung kam vom Freistaat Sachsen.

*C. H.*



So wird der neue Mediacampus aussehen – vom Poetenweg aus betrachtet.  
Abbildung: Hentrich-Petschnigg & Partner

## **Kanadische Uni wird Partner**

Im Sommer unterzeichneten Dr. Carl G. Amrhein, Provost and Vicepresident (Academic) der University of Alberta, Edmonton, Kanada, und Professor Dr. Franz Häuser, Rektor der Universität Leipzig, einen Partnerschaftsvertrag zwischen den Hochschulen. Die Veterinärmedizinische Fakultät, die Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie sowie die Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie tragen die Zusammenarbeit. Initiiert wurde der Kontakt von kanadischer Seite innerhalb der Regionalpartnerschaft Sachsen-Alberta im vergangenen Jahr. Die beteiligten Seiten sind besonders

an der Zusammenarbeit in der Forschung zur BSE-Diagnostik und Prävention, zur Lebensmittel-Mikrobiologie und Milchhygiene sowie zur Virusbelastung in Lebensmitteln interessiert. Dafür sollen Mittel beim Deutschen Akademischen Auslandsdienst, bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Freistaat Sachsen beantragt werden. Die Biowissenschaftler wollen bereits im Herbst mit dem Studierendenaustausch beginnen. Für die Teilnahme an ihren Sommerprogrammen 2006 spendete die kanadische Universität ein Stipendium.

*Dr. Bärbel Adams*



## **Am Rande**

Okay, das Wort des Jahres dürfte wohl „Schwampel“ lauten, oder „Jamaika-Koalition“. Aber hier in Leipzig, da gibt es ein wichtigeres Wort. Es lautet: Interim. Das ist lateinisch und steht für eine Zwischenzeit. Und eine solche steht den Angehörigen der Universität mit dem Um- und Neubau ihrer Alma mater ins Haus.

Ein Leipziger Interim. War da nicht mal was? Richtig. Den Versuch Kaiser Karls V., 1548, nach seinem Sieg gegen den Schmalkaldischen Bund, durch ein Dekret zur religiösen Ordnung für eine Entspannung mit den Protestanten zu sorgen, nennt man auch „Augsburger Interim“, denn weder Protestanten noch Katholiken akzeptierten seine Lösung. In Sachsen wollte Kurfürst Moritz sowohl Reformatorisches bewahren als auch auf die gegenreformatorischen Maßnahmen Karls eingehen. Er gab eine Mittelweg-Kirchenordnung in Auftrag. Diese wurde von ihren Gegnern polemisch als „Leipziger Interim“ bezeichnet – weil sie dem „Augsburger Interim“ in nichts nachstehe.

Ja, das Interim hat es nicht leicht. Irgendwie findet man es nicht so toll. Wer möchte zum Beispiel schon Interimskanzler sein. Hört sich so nach Notlösung an. Im universitären, soeben erstmals erschienenen „Almanach des Interims“ werden denn auch „unbequeme Zeiten“ für Studierende und Lehrende heraufbeschworen.

Wenn man dem Interim damit mal nicht Unrecht tut. Ein Seminar im Ambiente des städtischen Kaufhauses ist schließlich nicht zu verachten. „Das Bonbon unter den Zwischenlösungen“, heißt es zurecht im „Almanach“. Und der Geutebrück-Bau der HTWK kann sich auch sehen lassen. Vom frisch aufpolierten Grassmuseum mal ganz zu schweigen. Die Wege zwischen den Zwischen-Etablissements werden zudem zu ungeahnten Einsichten ins Stadtbild und unverhofften Begegnungen mit Kommilitonen führen. Machen wir es also wie Rudi Völler. Der weiß ein Interim zu schätzen.

*Carsten Heckmann*

## Akademisches Orchester in Oslo gefeiert

Während der Deutschen Kulturtag 2005 gestaltete das Akademische Orchester, verstärkt durch Musiker des Baerum-Sinfonieorchesters, gemeinsam mit dem Bachchor und dem Cäcilienchor Oslo sowie Solisten vom dortigen Opernhaus in Oslo ein festliches Konzert (Foto). Auf dem Programm standen das „Heldenlied“ von Harald Saeverud und die 9. Sinfonie von Ludwig van Beethoven. „Unsere bisher größte musikalische Herausforderung“ nannte Dirigent Horst Förster die vom Publikum mit großer Begeisterung aufgenommene Aufführung.

Da die Akademischen Konzerte 2005/2006 bereits ausverkauft sind, lädt das Akademische Orchester die Studierenden und Akademiker Leipzigs zu einem Sonderkonzert am 13. November ein. Ab 20 Uhr wird im Großen Gewandhaussaal ein erlesenes Programm geboten. Bartoks „Tanz-Suite“ und Tschaikowkis „Vierte“ sind Meisterwerke von großer emotionaler Ausdruckskraft und mitreißendem Schwung, und das Klavierkonzert B-Dur KV 595 mit dem weltweit gefeierten Pianisten Peter Rösel stellt eine würdige Gratulation zum 250. Geburtstag von Wolfgang Amadeus Mozart dar.



vierkonzert B-Dur KV 595 mit dem weltweit gefeierten Pianisten Peter Rösel stellt eine würdige Gratulation zum 250. Ge-

burtstag von Wolfgang Amadeus Mozart dar.

**Foto: Akademisches Orchester**

### Journal

Mitteilungen und Berichte für die Angehörigen und Freunde der Universität Leipzig

Herausgeber: Rektor der Universität Leipzig, Ritterstr. 26, 04109 Leipzig

Redakteur: Carsten Heckmann

Ritterstr. 26, 04109 Leipzig

Tel.: 03 41 97-3 50 24, Fax: 03 41 97-3 50 29

E-Mail: heckmann@uni-leipzig.de

Vi.S.d.P.: Volker Schulte

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder.

Gesamtherstellung: Druckerei zu Altenburg GmbH,

Gutenbergstraße 1, 04600 Altenburg

Anzeigen: Druckerei zu Altenburg GmbH,

Ansprechpartnerin: Ingeborg Keller

Tel.: 0 34 47 55 51 53

E-Mail: ingeborg.keller@dza-druck.de

Das Journal kann gegen Übernahme der

Versandkosten bezogen werden bei:

Leipziger Universitätsverlag GmbH

Oststraße 41, 04317 Leipzig

Tel./Fax: 03 41 9 90 04 40

E-Mail: info@univerlag-leipzig.de

Die Redaktion behält sich vor, eingesandte

Artikel zu redigieren und zu kürzen. Bei unver-

langt eingesandten Manuskripten besteht keine

Gewähr für einen Abdruck.

Der Nachdruck von Artikeln ist gestattet, sofern

die Quelle angegeben wird. Ein Belegexemplar an

die Redaktion wird erbeten.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 27. 9. 2005

ISSN 1860-6709

## Das Bild vom Bau

Nach der Grundsteinlegung im Juli (s. S. 2) geht der Campus-Bau zügig voran: Das Hörsaalgebäude ist nun Baustelle – was man äußerlich daran erkennt, dass es inzwischen „nackt“ dasteht. Arbeiter entfernten die blaue Außenhülle. Die Grundsanierung kann beginnen.



**Foto: Dietmar Fischer**

# Zurück in die Zukunft

## Die Musikinstrumenten-Sammlung der Universität kehrt wieder in das Grassimuseum zurück

Von Caroline Weiss, Musikinstrumenten-Museum

Nach etwa fünfjähriger Bauzeit konnte am 14. Juli in Anwesenheit der sächsischen Kultusministerin Barbara Ludwig und der Kulturstaatsministerin Christina Weiss im teilweise schon eingerichteten Zimeliensaal des Musikinstrumenten-Museums feierlich der Schlüssel für das Grassimuseum übergeben werden. Damit ist das Ende der Interimszeit in greifbare Nähe gerückt. Die Ausstellung wird zwar noch bis zum Jahresende im Thomaskirchhof zu sehen sein, doch die Verwaltung, die Bibliothek und die meisten der mehr als 5000 Exponate sind bereits ins Grassi zurückgekehrt.

Während in den Büros allmählich Ordnung eingekehrt ist und in der Bibliothek die neu geschaffenen Arbeitsplätze bereits rege genutzt werden, muss im Magazin noch viel sortiert und geräumt werden. Das wichtigste Vorhaben ist derzeit jedoch der Aufbau der neuen Ausstellung. Auf einer Fläche von 2000 m<sup>2</sup> sollen insgesamt ca. 1300 Musikinstrumente präsentiert werden – das ist wesentlich mehr als bisher und erfordert neue konzeptionelle Überlegungen. Die künftige Zweiteilung der Ausstellung ergab sich aus den beiden Aufgaben des Museums: Als Teil der Universität ist es eine Stätte der Forschung, Lehre und

breiter Bildungstätigkeit. Zugleich möchte es als öffentliche Einrichtung Interessenten aller Altersstufen einen Einblick in die vielfältige Welt der Musikinstrumente bieten und einen Eindruck von den handwerklichen, künstlerischen und experimentellen Fähigkeiten der Instrumentenbauer seit dem 16. Jahrhundert vermitteln.

Im Erdgeschoss werden in einem chronologisch geordneten Rundgang schwerpunktmäßig die bedeutendsten musikhistorischen und instrumentenbau-technischen Entwicklungen nachgezeichnet. Besonders wertvolle Meisterwerke sind optisch hervorgehoben und werden durch grafische Darstellungen, Zitate, Erläuterungen und Musikbeispiele ergänzt. Im Obergeschoss sollen hingegen die umfangreiche, vorrangig für Fachbesucher und Studierende gedachte Studiensammlung, die Lehrsammlung, Unterrichtsräume und das bewährte Klanglabor mit Instrumenten zum Anfassen und Ausprobieren sowie ein Raum für Sonderausstellungen entstehen.

Es ist also noch viel zu tun, und es ist in gewisser Hinsicht Neuland für alle Mitarbeiter. Bestand deren Arbeit früher zu großen Teilen darin, aus schwierigen Verhältnissen irgendwie das Beste zu machen, so gilt es nun, einen scheinbar riesigen, wenn

auch finanziell begrenzten Freiraum zu gestalten. Längst schon haben alle die Erfahrung gemacht, dass dies nicht nur verlockend, sondern zugleich eine große Herausforderung ist. Eine Anordnung von Vitrinen, die auf dem Papier gut aussieht, muss es in Wirklichkeit noch lange nicht tun – und dann heißt es, verschiedene Konstellationen zu testen, die Konsequenzen zu bedenken, möglicherweise ein weiteres Mal umzuräumen, und dies immer in dem Bewusstsein, dass alles wieder ganz anders aussehen kann, wenn alle Objekte an ihrem Platz sind.

Insofern ist die Zeit bis zum 21. April nicht zu großzügig bemessen. Dann nämlich sollen die ersten Ausstellungsbereiche mit Musikinstrumenten der Renaissance und der Bachzeit, darunter die weltweit einmalige Kollektion von Tasteninstrumenten des Erfinders der Hammermechanik Bartolomeo Cristofori, eröffnet werden.

### Termine im Grassi

19. 11. 2005, 19.30 Uhr: Konzert des Ensembles *Leipziger Concert*

27. 11. 2005, 10 bis 22 Uhr: Tag der Offenen Tür im Museum für Völkerkunde und im Cristofori-Saal des Musikinstrumenten-Museums



Der Konzertsaal des Musikinstrumenten-Museums (Zimeliensaal) während der Bauarbeiten im August 2003 und in seiner ganzen Pracht im September dieses Jahres.

Fotos: Musikinstrumenten-Museum

# Senat stimmt Zeitplan für Studienreform zu

## Sitzung des Senats am 12. Juli

1. Eingangs begrüßte der Rektor herzlich als neue Mitglieder des Senats Dr. Frank Nolden, Kanzler der Universität seit 1. Juli 2005, und Benno Zabel (Juristenfakultät) als Vertreter des Mittelbaus.

2. Der Senat befasste sich mit Berufungsangelegenheiten; im Einzelnen betraf das Ausschreibung und Berufungskommission für „Ethik/Politik/Rhetorik“ (W2), „Physiologie“ (W3/Nachfolge Prof. Zimmer), „Gastroenterologie/Schwerpunkt Endoskopie“ (W2), Ausschreibung für „Volkswirtschaftslehre, insbesondere Makroökonomik“ (W3/Nachfolge Prof. Paraskewopoulos), Berufungskommission für „Anästhesiologie und Intensivmedizin“ (W3/Nachfolge Prof. Olthoff), „Psychiatrie“ (W3/Nachfolge Prof. Angermeyer), „Urologie“ (W3/Nachfolge Prof. Dorschner), „Technische Mineralogie“ (W2); Berufungsvorschläge für „Volkswirtschaftslehre, insbesondere Wirtschaftspolitik“ (W3), „Stadtentwicklung (Urban Management)“ (W2), „Entwicklungspsychologie“ (W3), „Stoffwechselbiochemie/Enzymologie“ (W2); Besetzungsvorschlag für die Juniorprofessur „Molekulare Kardiologie“.

Der Senat stimmte dem Antrag der Medizinischen Fakultät zu, Frau PD Dr. phil. habil. Christina Schröder, Selbständige Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie, das Recht zur Führung der Bezeichnung „außerplanmäßige Professorin“ zu verleihen.

3. Der Senat gab eine positive Stellungnahme zu dem Beschluss des Fakultätsrates der Philologischen Fakultät ab, Prof. Dr. Dr. h. c. Manfred Bierwisch, dem wohl bedeutendsten deutschen Grammatiktheoretiker des letzten halben Jahrhunderts, die Ehrendoktorwürde zu verleihen.

4. Der Senat stimmte dem von der Prorektorin für Lehre und Studium vorgelegten Zeitplan und dem weiteren Vorgehen bei der Umsetzung der Studienreform zu. Schließlich müssen binnen weniger Wochen ca. 160 Anträge auf Aufhebung und auf Einrichtung von Studiengängen und

die dazugehörigen Studien-, Prüfungs- und Eignungsfeststellungsordnungen geprüft werden und danach den Gremienweg durchlaufen. Nach der Beratung in der Senatskommission Lehre, Studium, Prüfungen macht sich eine Sondersitzung des Senats im September 2005 erforderlich. Zum Wintersemester 2006/07 wird dann die Immatrikulation in die Bachelor- und Master-Studiengänge erfolgen.

5. Der Senat stimmte der Neu- und Wiederbestellung der Mitglieder des SYLFF-Komitees für die 5. Amtsperiode (2005–2008) zu. Das 12-köpfige Komitee befasst sich auf der Grundlage des Vertrages mit der Sasakawa-Stiftung (jetzt Nippon Foundation) mit der Vergabe von Stipendien zum Rahmenthema „Geistige und kulturelle Veränderungen in Mittel- und Osteuropa“.

6. Der Senat bestätigte den Ablauf des Akademischen Jahres 2006/07. Eine Abstimmung bekräftigte, dass die Nachpfingstwoche vorlesungsfrei bleibt. Die Lehrveranstaltungen im Wintersemester 2006/07 finden vom 9. 10. 06 bis 3. 2. 07, die des Sommersemesters 2007 im Zeitraum vom 2. 4. 07 bis 21. 7. 07 statt.

7. Der Senat stimmte den Prüfungs- und Studienordnungen für die Bachelor- und Master-Studiengänge Physik im International Physics Studies Program an der Universität Leipzig zu, ebenso den Studien- und Prüfungsordnungen für den Master-Studiengang Web Content Management, allerdings mit der Einschränkung, dass die im § 6, Abs. 5 vorgesehene Erbringung mündlicher Prüfungsleistungen auf elektronischem Weg über eine stehende Ton- und Bildleitung keine Mehrheit fand. Des Weiteren stimmte der Senat der Ordnung zur Auswahl von Studierenden sowie der Studienordnung für das integrierte Studium der Fächer Deutsch und Französisch für das Höhere Lehramt an Gymnasien zu.

8. Da versicherungsrechtliche Fragen bei einem pädagogischen Grundpraktikum in Schulen des Freistaates Sachsen nicht hinreichend geklärt sind, wie das Sächsische

Ministerium für Wissenschaft und Kunst mitteilte, ist es erforderlich, die im November 2004 vom Senat beschlossene Änderungssatzung zu den Studienordnungen für die Lehramtsstudiengänge aufzuheben, da in ihr ein pädagogisches Grundpraktikum als verbindliche Zugangsvoraussetzung zum Studium festgelegt worden war. Der Senat stimmte der Aufhebung der Änderungssatzung zu.

9. Der Senat bestätigte Daniel Röthig als studentisches Mitglied der Senatskommission Lehre, Studium, Prüfungen in Nachfolge für den ein Auslandssemester absolvierenden Benjamin Schulz.

10. Senator Dr. Tomaselli informierte den Senat über technische und planerische Schwierigkeiten beim Umzug des Rechenzentrums, dessen Großrechner in der Ritterstraße und dessen PC-Pools in einem Interimsquartier in der Johannisgasse eine neue Heimstatt haben.

11. Der Senat nahm Kenntnis von den Personalvorschlägen des Rektoratskollegiums für die Bestellung der Evaluatoren für die Evaluation des Zentrums für Höhere Studien, des Naturwissenschaftlich-Theoretischen Zentrums, des Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Zentrums, des Frankreichzentrums und des Lateinamerika-Zentrums.

12. Der Senat folgte dem Vorschlag des Rektors, die Oktobersitzung des Senats wegen Überschneidung mit der Wahl der Dekane auf den 18. 10. 2005 zu verlegen.

*Prof. Dr. F. Häuser*  
Rektor

*V. Schulte*  
Pressesprecher

# Universität beantragt zwei neue Graduiertenkollegs

## Sitzung des Senats am 13. September

1. Eingangs richtete der Rektor Worte des Dankes an die aus dem Senat ausscheidenden Dekane für das engagierte und erfolgreiche Mitwirken; des Weiteren hieß er den Studenten Daniel Röthig als neues Mitglied des Senats willkommen.

2. Der Senat befasste sich mit Berufungsangelegenheiten; das betraf Ausschreibung und Berufungskommission, jeweils nach Denominationsänderung, für „Spanische, hispanoamerikanische, portugiesische und brasilianische Sprachwissenschaft“ (W3), bisher „Romanische Sprachwissenschaft“; „Neurologie“ (W2), bisher „Neurologie/Psychiatrie/Psychologie“; „Experimentalphysik – biologische Physik und Physik der weichen Materie“ (W2), bisher „Experimentalphysik, Physik der Biomembranen“; „Technische Chemie mit dem Schwerpunkt heterogene Katalyse“ (W3/Nachfolge Prof. Papp), bisher „Technische Chemie/Thermische Stofftrennprozesse“; „Klinische Psychologie“ (W2), bisher „Klinische und Gesundheitspsychologie“; Ausschreibung und Berufungskommission für „Analytische Chemie/Konzentrationsanalytik“ (W3/Nachfolge Prof. Broekaert); „Pharmazeutische Technologie“ (W3); „Theoretische Chemie“ (W3); Berufungskommission für „Volkswirtschaftslehre, insbesondere Makroökonomik“ (W3); Einleitung eines gemeinsamen Berufungsverfahren mit dem Umweltforschungszentrum Leipzig-Halle für „Institutionenökonomische Grundlagen der Umweltpolitik“ (W2). Berufungsvorschläge für „Didaktik des Englischen als Fremdsprache“ (W2), „Bestandsbetreuung und Reproduktionsbiologie“ (W2) an der Veterinärmedizinischen Fakultät. Verfahrenseinstellung wegen unzureichender Bewerberlage für „Veterinärpathologie“ (W3).

Der Senat stimmte dem Antrag der Theologischen Fakultät zu, PD Dr. theol. habil. Peter Zimmerling das Recht zur Führung der Bezeichnung „außerplanmäßiger Professor“ zu verleihen; ebenso den Anträgen der Fakultäten für Sozialwissenschaften und Philosophie und der Wirtschaftswis-

senschaftlichen Fakultät, Dr. iur. Alexander Freys zum Honorarprofessor für Kommunikations- und Medienrecht und Dr.-Ing.-Ralph Pierson zum Honorarprofessor für Bauwirtschaft zu bestellen. Des Weiteren stimmte der Senat dem Antrag der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät zu, apl. Professorin Dr. oec. habil. Friedrun Quaas die mitgliedschaftsrechtliche Stellung einer Hochschullehrerin zu übertragen.

3. Der Senat gab positive Stellungnahmen ab zu den Vorhaben der Medizinischen Fakultät, dem Augenarzt Prof. Dr. Stephen J. Ryan, Präsident des Doheny Eye Institute und Grace and Emery Beardsley Professor of Ophthalmology, USA, und dem Psychologen Prof. Dr. Helmut Thomä, Heidelberg/Ulm/Leipzig, die Ehrendoktorwürde zu verleihen. Prof. Ryan ist ein international anerkannter Experte auf dem Gebiet der Netzhauterkrankungen und Augenverletzungen, Autor zahlreicher Bücher, darunter des dreibändigen Standardwerkes „Retina“. Seit längerem arbeitet er in der Forschung mit Leipziger Kollegen zusammen und unterstützt die Ausbildung von wissenschaftlichen Assistenten der hiesigen Universität. Prof. Thomä gilt als der wissenschaftlich bedeutendste lebende deutsche Psychoanalytiker; die Ehrung soll ihm anlässlich seines 85. Geburtstages am 6. Mai 2006, zugleich 150. Geburtstag von Sigmund Freud, zuteil werden.

4. Der Prorektor für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs informierte den Senat über die Entscheidung des DFG-Hauptausschusses, das Forschungszentrum für regenerative Therapien an der TU Dresden anzusiedeln. Die Universität Leipzig hatte es mit ihrem Konzept unter elf Bewerbern in die Runde der besten Drei geschafft, sodass die DFG empfahl, dieses Konzept nunmehr für die Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder einzureichen. Wie der Prorektor sagte, wird sich die Universität an allen drei Wettbewerbsformen beteiligen: bei den Graduiertenkollegs, den Exzellenzclustern und den Zukunftskonzepten für die Spitzenfor-

schung. Es wurde eigens ein Beirat mit Persönlichkeiten von außerhalb gebildet, der die Universität bei der Konzipierung der Antragsskizzen berät und Empfehlungen für die Einreichung ausspricht. Die Stellungnahme des Rektoratskollegiums wird dem Senat zu seiner Sondersitzung am 20. 9. 2005 vorgelegt.

5. Der Senat stimmte der vom Rektor eingebrachten Vorlage zu, dem langjährigen Vorstandsvorsitzenden der Stadt- und Kreissparkasse Leipzig Peter Krakow die Würde eines Ehrensensors der Universität zu verleihen. Er ist Mitglied im Vorstand der Universitätsstiftung Leipzig und im Vorstand der Vereinigung von Förderern und Freunden der Universität Leipzig. Sein innerer Bezug zu den Belangen der Universität kommt auch darin zum Ausdruck, dass die Sparkasse die Verleihung des Wolfgang-Natonek-Preises an herausragende Studierende, das monatliche Sonntagsgespräch und die Medienstiftung finanziell trägt oder unterstützt.

6. Der Senat nahm zustimmend davon Kenntnis, dass die Universität bei der DFG die Einrichtung der Graduiertenkollegs „Mathematische Quantentheorie – Dynamik, Raum-Zeit und geometrische Strukturen“ und „Präventive Veterinärmedizin: Kontrolle persistierender Infektionen“ beantragt.

7. Der Senat stimmte dem Forschungsbericht 2004 der Universität Leipzig zu. Er besteht aus einer Broschüre mit der zusammenfassenden Darstellung der Forschungsaktivitäten der Fakultäten. Alle übrigen Informationen der Institute, Kliniken und Einrichtungen einschließlich der Kurzdarstellung der bearbeiteten Forschungsprojekte und Publikationen sind über das Internet zugänglich: [www.uni-leipzig.de/forschb](http://www.uni-leipzig.de/forschb)

8. Der Senat nahm Kenntnis, dass das Rektoratskollegium in der Nachfolge des Geowissenschaftlers Prof. Dr. Franz Jacobs, der in den Ruhestand eintritt, die Chemikerin Frau Prof. Dr. Evamarie Hey-Hawkins als Vertrauensdozentin der DFG

an der Universität Leipzig und den Philosophen Prof. Dr. Pirmin Stekeler-Weithofer als ihren Vertreter ernannt hat.

9. Der Senat bestätigte Gerald Eisenblätter in der Nachfolge von Daniel Röthig als studentischen Vertreter in der Senatskommission Lehre, Studium, Prüfungen.

10. Der Senat beschloss Änderungen in der Geschäftsordnung des Akademischen Senats vom April 1997, die dem Sächsischen Hochschulgesetz sowie der Grundordnung der Universität anzupassen war. Eine längere kontroverse Diskussion gab es darüber, ob und nach welchem Modus auch bei anderen als Personalangelegenheiten eine geheime Abstimmung erfolgen kann. Der Senat entschied, dass auch dann geheim abgestimmt werden kann, wenn ein anwesendes Senatsmitglied dies beantragt und der Antrag von mindestens zehn Senatsmitgliedern unterstützt wird. Ein abschließender Beschluss über die neue Geschäftsordnung muss aufgrund eines Gruppenvetos der studentischen Senatoren in 2. Lesung erfolgen.

*Prof. Dr. F. Häuser*  
Rektor

*V. Schulte*  
Pressesprecher

## Studium universale künftig ohne Klaus Bente

Prof. Dr. Klaus Bente hat im August dieses Jahres die Leitung der Vorbereitungsgruppe des Studium universale der Universität Leipzig niedergelegt und seine Tätigkeit in diesem Gremium beendet. Er hat diesen Schritt mit der Streichung von Personalstellen in dem von ihm geführten Institut für Mineralogie, Kristallographie und Materialwissenschaft begründet, was ihn zwingt, alle Kraft uneingeschränkt den Aufgaben seiner Professur und seines Faches zu widmen.

Klaus Bente gehörte seit 1996 der Vorbereitungsgruppe des Studium universale an, seit 2000 hatte er sie geleitet. Hier hat er erfolgreich dafür gewirkt, dass Themen angeboten werden, die eine Diskussion anstoßen statt sie lediglich zu reflektieren.

# Entscheidender Schritt zur Studienreform

## Sondersitzung des Senats am 20. September

1. Der Senat stimmte der im Rahmen der Studienreform notwendigen Einrichtung der neuen Bachelor- und Master-Studiengänge (116) und Aufhebung der bisherigen Studiengänge (129) Fakultät für Fakultät zu. In den Studiengängen Medizin, Zahnmedizin, Veterinärmedizin, Pharmazie und Rechtswissenschaft bleiben die Staatsprüfungen, in der Theologie bleibt die Kirchliche Prüfung erhalten. Ebenfalls erhalten, allerdings in modularisierter Form, bleiben die Diplomstudiengänge Psychologie, Mathematik und Wirtschaftsmathematik. Die Einrichtung und Aufhebung der Lehramtsstudiengänge erfolgt im November 2005. Wie die Prorektorin für Lehre und Studium informierte, werden für Masterstudiengänge keine Noten als Zugangsvoraussetzung festgelegt, jedoch ein universitätsinterner Numerus clausus und fachspezifische Zugangsvoraussetzungen wie z. B. Eignungsfeststellungsprüfungen wirksam.

2. Der Senat beschloss Änderungssatzungen zu den Studienordnungen für die Studiengänge Bachelor of Science Biochemie und Bachelor of Science Biologie sowie zu den Studien- und Prüfungsordnungen für den Diplom-Studiengang Volkswirtschaftslehre.

3. Der Senat befasste sich mit der Beteiligung der Universität Leipzig an der ersten Ausschreibungsrunde der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder und stimmte den nach Empfehlungen eines außeruniversitären Beirates vom Rektorskollegium überarbeiteten und beschlossenen Antragsskizzen für die Exzellenzcluster zur Förderung der Spitzenforschung und für die Graduiertenschulen zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses zu. Bei den Exzellenzclustern, in die jeweils außeruniversitäre Forschung eingebunden ist, handelt es sich um fol-

gende (ins Deutsche übertragene) Themen: Materialien im Nanobereich, Mathematik und die exakten Naturwissenschaften, Proteine in pathophysiologischen Prozessen bei Pflanzen und Tieren, Forschungen zur menschlichen Sprachfähigkeit („Language: From Cognition to Performance“) und zum Ordnungsgedanken in der Gesellschaft von heute („After Order?“). Folgende Graduiertenschulen wurden beantragt: Forschung in Grenzgebieten der Naturwissenschaften, Biomedizinische Forschung zum menschlichen Verhalten, Geistes- und Sozialwissenschaften nach der kulturwissenschaftlichen Wende, Asien und Afrika in globalen Bezugssystemen. Die dritte Förderlinie, das Zukunftskonzept zum projektbezogenen Ausbau der universitären Spitzenforschung, will das Rektorskollegium als Entwicklungsplanung für den Wissenschaftsstandort Leipzig und der Region insgesamt anlegen. Hier sah der Senat noch Gesprächsbedarf. Man verständigte sich darauf, die bestehende Arbeitsgruppe zum Zukunftskonzept um eine Reihe von Senatsmitgliedern zu erweitern, um auf diese Weise Vorstellungen und Anregungen der Fakultäten stärker zu berücksichtigen.

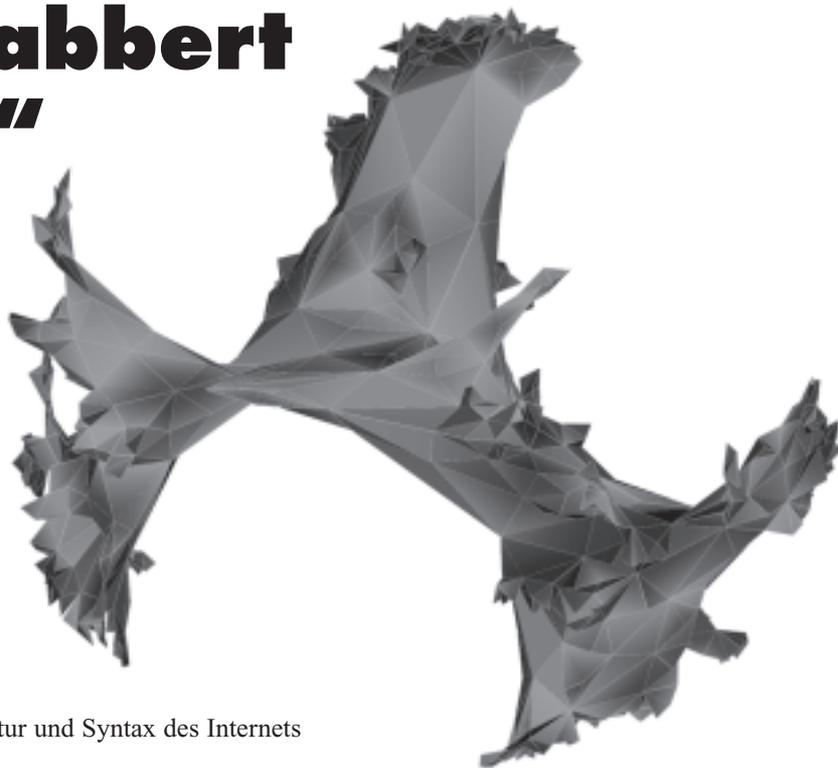
4. Der Senat beriet in einer durch das Gruppenveto der studentischen Senatoren notwendig gewordenen 2. Lesung über die veränderte Fassung der Geschäftsordnung des Akademischen Senats. Da zum Zeitpunkt der Abstimmung über den strittigen Punkt, wann geheime Abstimmungen erfolgen können, der Senat nicht mehr beschlussfähig war, blieb die Beratung ergebnislos.

*Prof. Dr. F. Häuser*  
Rektor

*V. Schulte*  
Pressesprecher

# „Alles schwabbert vor sich hin“

Physik-Netzwerk  
entwickelt  
Zufallsgeometrien



Die Abteilung Computerorientierte Quantenfeldtheorie am Institut für Theoretische Physik der Universität Leipzig wird ab 1. September 2005 ihre Arbeit am EU-Netzwerk „Zufalls-Geometrien und Zufalls-Matrizen: Von der Quantengravitation zur Ökonophysik“ (ENRAGE) aufnehmen. Das Netzwerk, das praktisch eine internationale Variante eines Sonderforschungsbereichs darstellt, ist Teil des Forschungs- und Trainingsnetzwerkes der Marie Curie Actions.

ENRAGE will nichtstörungstheoretische analytische und numerische Tools für die Theorie der Zufallsgeometrien weiterentwickeln und diese auf das fundamentale Problem der Quantengravitation anwenden. „Raum und Zeit stellen wir uns gewöhnlich als starre Gebilde vor“, erklärt der Leiter der Leipziger Abteilung Computerorientierte Quantenfeldtheorie, Prof. Dr. Wolfhard Janke. „Für den Alltag ist das auch völlig ausreichend.“ Bei extrem hohen Energien komme diese Alltagsvorstellung allerdings an ihre Grenzen. „Es schwabbert alles vor sich hin“, versucht Janke das Phänomen zu beschreiben.

Die Wissenschaftler sind nun dabei, alternative Vorstellungen zu entwickeln, die unser Verständnis von der physikalischen Welt voranbringen und als sogenannte „nichtstörungstheoretische oder non-perturbative“ Methoden auch für extreme Bedingungen gelten. Prof. Jankes Arbeitsgruppe z. B. versucht, das starre Bild von Raum und Zeit in grafische Gebilde oder Graphen, bei Janke handelt es sich um Dreiecke, zu zerlegen, die miteinander verbunden und in Bewegung sind, und so in ständig neuer Anordnung in Erscheinung treten. Dieses Phänomen sei vergleichbar mit dem wohl bekanntesten Netzwerk der Neuzeit, dem Internet, dessen Nutzer un-

ablässig Struktur und Syntax des Internets verändern.

Andere Physiker des Netzwerkes gehen andere Wege, allen gemeinsam ist, dass ihre Theorien in der Quantenfeldtheorie und in der Theorie der kritischen Phänomene verwurzelt sind und sich nicht an althergebrachten geometrischen Regeln orientieren. Hinzu kommt, dass man Nachwuchswissenschaftler für den Gebrauch dieser Instrumentarien fit machen will, so dass sie nicht nur in der Physik, sondern auch in den Biowissenschaften, der Informationstechnologie, der Informatik, in den Finanzwissenschaften und der Betriebswirtschaft eingesetzt werden können. Daraus ergeben sich für die jungen Wissenschaftler ganz neue vielseitige Perspektiven im europäischen Rahmen. An ENRAGE sind außer Leipzig beteiligt die Universitäten oder Forschungseinrichtungen in Utrecht (wo u. a. Nobelpreisträger Prof. Dr. G. 't Hooft mitwirkt und von wo aus auch das Netzwerk koordiniert wird), Barcelona, Bielefeld, Edinburgh, Reykjavík, London, Krakow, Kopenhagen, Athen, Oxford und Paris (zwei).

ENRAGE wird insgesamt mit 3 Millionen Euro gefördert; ca. 250 000 Euro können in Leipzig für eine Postdoc-Stelle, für wissenschaftliche Reisen und Konferenzen verwendet werden. 2009 sollen die Ergebnisse des Netzwerkes auf einer von der Leipziger Arbeitsgruppe in Leipzig oder Dresden organisierten Konferenz vorgestellt werden.

*Dr. Bärbel Adams*

## Zufallsgeometrien:

**Eine Figur wie diese entsteht im Computer durch das immer wieder neue Aneinandersetzen von Dreiecken. Es ist sozusagen ein „Schnappschuss“. Er illustriert die sogenannte „fraktale Struktur“ des Graphen, sichtbar durch die ausgefransten Ränder und die relativ verzweigte Form. Könnte man den Graphen „aufpumpen“, sähe er wie eine Kugel aus.**

**Es sind „Fortsätze“ erkennbar, die über dünne „Schläuche“ mit dem restlichen Graphen verbunden sind. In der Fachsprache hat sich eingebürgert, diese „Fortsätze“ als „baby universes“ zu bezeichnen, die eben über die dünnen „Schläuche“ mit dem „mother universe“ verbunden sind.**

**Die Abbildungen stammen aus gemeinsamen Arbeiten von Prof. Dr. Wolfhard Janke mit Dr. Martin Weigel (jetzt University of Waterloo, Canada).**

# Der Journalist der Zukunft: ein Alleskönner

## Bisher umfangreichste Online-Befragung unter Deutschlands Journalisten

Von Benjamin Bigl und Sebastian Sattler, Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft

Die Aufgabe des Journalismus, Kritik und Kontrolle zu üben, verliert an Bedeutung. Wichtiger wird es, eine Rundum-Orientierung sowie Lebenshilfe und Nutzwert zu geben: So sehen Deutschlands Journalisten ihre berufliche Zukunft – oder genauer: Dies sind Antworten auf die Frage, wie sich der Journalistenberuf in den nächsten zehn Jahren verändern wird. Und hier noch eine andere bemerkenswerte Antwort: Der Beruf, früher eine unumstrittene Domäne der Männer, wird bald dominant „weiblich“ werden. Dies jedenfalls glaubt die über-

wiegende Mehrheit der männlichen Journalisten. Die Antworten entstammen der umfangreichsten Online-Befragung, die je unter deutschen Journalisten über ihren Beruf durchgeführt wurde. Sie gehört zum Projekt „Zukunft des Journalismus“, das am Lehrstuhl Journalistik unter der Leitung von Prof. Dr. Michael Haller durchgeführt wird.

### Dramatischer Funktionswandel

In der neuen Ära der Mediengesellschaft mit ihren zahllosen Kommunikationskanälen arbeiten viele Journalisten für verschiedene Medien mit unterschiedlichen Aufgaben und Funktionen. Hinzu kommt ein „schleichender“ Funktionswandel des

Journalismus, der das Berufsbild nachhaltig verändert.

Vor diesem Hintergrund interessierte die Forscher vor allem Eines: Wie nehmen die Journalisten diese Veränderungen wahr? Welche Folgerungen ziehen sie daraus für ihre künftigen Tätigkeitsfelder? Es versteht sich, dass diese – auf einen Zeithorizont von zehn Jahren angelegte – Erhebung wichtige Informationen für die Journalistenausbildung erzeugt. Sie sollte unter anderem ermitteln, welchen Herausforderungen sich die Journalisten von Morgen stellen müssen.

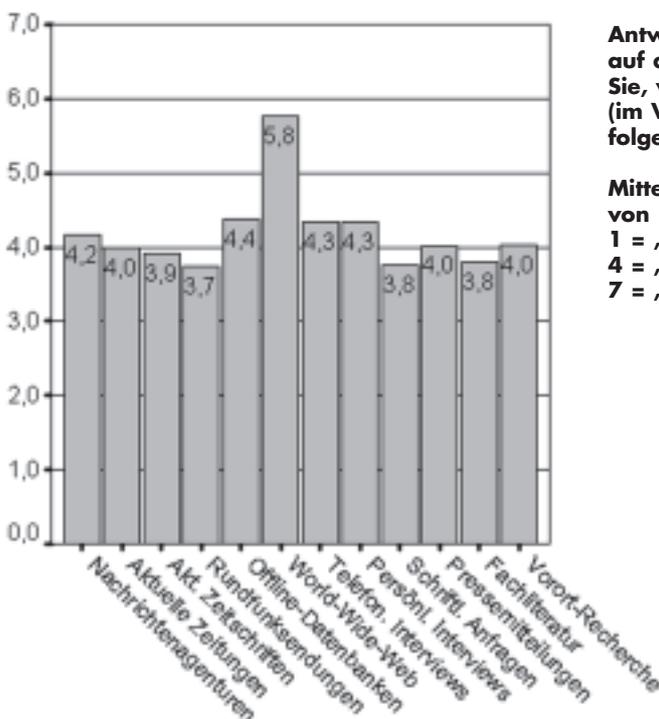
Die Idee, die „Zukunft des Journalismus“ wissenschaftlich auszuleuchten, ist nicht neu. Bereits Anfang der 1990er Jahre hat eine Münsteraner Forschergruppe um Professor Dr. Siegfried Weischenberg in einer so genannten Delphi-Studie Entscheider in

#### Die Befragten

Zwei Drittel der Befragten sind Männer, ein Drittel Frauen – möglicherweise liegt dies am Online-Design und einer größeren Computer-Affinität bei Männern. Denn die Schätzungen des Deutschen Journalistenverbandes gehen von 50% journalistisch tätigen Frauen aus.

Etwa 80% der Befragten stammen aus den alten Bundesländern, 20% aus den neuen. Von letzteren arbeitet etwa ein Viertel im Westen, anders herum arbeiten 10% der „Westler“ im Osten. Die Mehrheit (70%) ist gewerkschaftlich organisiert. Im Durchschnitt arbeiten die Befragten seit rund dreizehneinhalb Jahren hauptberuflich als Journalist; der überwiegende Teil ist im Printbereich tätig. Knapp jeder Zweite (60%) ist fest angestellt, jeder Dritte (34%) ist freiberuflich oder als Pauschalist (6%) tätig.

Journalismus ist heute ein Akademikerberuf: Über zwei Drittel aller Befragten verfügen über einen Hochschulabschluss. Und: Journalisten sind fleißig: Der allgemeine Durchschnitt liegt bei 8,5 Arbeitsstunden pro Werktag.



**Antworten von Journalisten auf die Frage „Was vermuten Sie, wie werden Sie zukünftig (im Vergleich zu heute) folgende Quellen nutzen?“**

**Mittelwerte auf einer Skala von 1 = „viel seltener“ über 4 = „bleibt gleich“ bis 7 = „viel öfter“**



**Alles können, alles zugleich: Der Journalist der Zukunft muss mit viel Technik umgehen können – und braucht wohl vier Hände. Foto: Dietmar Fischer**

den Medienredaktionen nach deren Sicht befragt. Einflüsse durch das Internet oder die Digitalisierung konnten damals – die Studie war 1989 im Feld – noch nicht berücksichtigt werden. Auch die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten war noch nicht abzusehen. Seither hat sich die Medienlandschaft in Deutschland radikal verändert. So entwickelte Prof. Haller 2002 das Konzept für eine (methodisch allerdings differenzierte) Follow-Up-Studie. Diese sollte aus der Münsteraner Studie so viele Items wie möglich übernehmen, um Vergleiche zu ziehen, zudem aber auch zeitaktuelle Fragen und Aspekte einbringen.

Im Sommersemester 2003 startete unter Prof. Hallers Leitung das Projektseminar Delphi I. Der zweistufig angelegten Delphibefragung von 60 leitenden Redakteuren aller Mediengattungen wurden Interviews mit 40 Experten vorgeschaltet. Deren Außensicht auf die Rahmenbedingungen journalistischer Medienproduktion floss in den Fragekanon ein. Im Laufe der folgenden drei Semester führten insgesamt 32 Studierende in zwei Wellen aufwändige, leitfadengestützte Interviews durch. Der Zeithorizont für Prognose-Aussagen wurde auf die nächsten fünf bis zehn Jahre gelegt.

Zeitgleich mit der ersten Erhebungswelle entwickelten mehrere Studierende die Idee, in einer zusätzlichen Online-Befragung wichtige Fragen des Leitfadens von möglichst vielen Journalisten in Deutschland beantworten zu lassen. Doch wer

eigentlich ist Journalist? Genügt es, Pressetexte zu fabrizieren oder Radiomusik zu moderieren, um als Journalist zu gelten? Und was ist mit jenen, die im Journalismus arbeitslos geworden, aber noch immer „in den Medien“ tätig sind? Verschiedene Abklärungen und Berufsfeldanalysen ergaben: Als Journalist gilt, wer a) mindestens zwei Stunden pro Werktag entgeltlich als Journalist arbeitet und b) dies für ein journalistisches Produkt unter redaktioneller Verantwortung tut.

Verschiedenen Erhebungen zufolge gibt es in Deutschland zwischen 63 000 und 90 000 Journalisten. Freilich existiert kein Verzeichnis dieser Personen. Daher wurden in einem aufwändigen Verfahren, auch mit Hilfe der drei größten Berufsverbände und zwei der größten kommerziellen Datenbankanbieter die E-Mailadressen möglichst aller Berufsjournalisten erschlossen. Allein über das Universitätsrechenzentrum konnten im Mai dieses Jahres rund 17 000, vermittelt der Berufsverbände weitere rund 40 000 Mails verschickt werden.

Mit diesen Mails wurden die Empfänger auf die Erhebung hingewiesen und darum gebeten, mit Hilfe eines Links den Fragebogen aufzurufen und zu beantworten. Obwohl sich zeigte, dass sehr viele der Mailadressen ungültig oder die Empfänger un erreichbar waren, war die Reaktion überwältigend – was gewiss auch dem von Manuela Vieth (Utrecht) sehr professionell programmierten und von den Seminaristen sehr sorgfältig durchgetesteten Fragebogen geschuldet ist. Innerhalb weniger Wochen

## Journalismus im Übergang

Derzeit durchläuft der Journalismus einen Berufswandel, dessen Radikalität an die Zeit gegen Ende des 19. Jahrhunderts erinnert, als sich zeitgleich die Industrie- und Nationalstaaten mit ihrem institutionellen Charakter ausformten. Wie damals, so wird auch heute der aktuelle Wandel vordergründig mit neuen Medientechnologien und der Ökonomisierung der Gesellschaft begründet, die sich darin zeigen, dass die auf Gemeinwohl gerichteten Werte jene des Marktes weichen; als Kulturleistung darf nur mehr gelten, was einen Mehrwert erbringt. Hintergründig gesehen ist dieser Wandel nur ein – wenn auch sehr spektakulärer – Indikator für einen Transformationsprozess, der unsere gesamte politische Kultur erfasst hat. Er führt weg vom Institutionendenken der Staatsgesellschaft und hin zu einem auf Selbstregulation gerichteten, vernetzten Denken im Horizont der Zivilgesellschaft.

Die mit dieser Transformation verbundene Desorientierung zeigt sich allorten. Derzeit prägt sie vor allem das Beziehungsgefüge aus Politik und Medien, die beide zustimmungsbedürftig und darin aufeinander angewiesen sind. In ihrer Bezogenheit werden Politik und Journalismus zu Dramaturgien, dazu da, den je anderen für seine Zwecke öffentlich zu inszenieren.

Diese Desorientierung spiegelt sich im Krisengefühl sehr vieler Journalisten, die mit der alten, demokratietheoretisch aufgeladenen „öffentlichen Aufgabe“ nicht mehr umzugehen wissen und nun nach einer zivilgesellschaftlichen Legitimation suchen (und diese oftmals mit Populismus verwechseln).

Das Projekt „Zukunft des Journalismus“ hat diesen Vordergrund durchleuchtet, um die hintergründigen Prozesse augenscheinlich zu machen – und um Antworten zu finden auf zwei einfache und zugleich höchst schwierige Fragen: Welche gesellschaftlichen Funktionen soll, welche kann der Journalismus in den nächsten zehn Jahren erfüllen? Und: Welche konkreten Folgerungen sind daraus für die Journalistenausbildung – zumal für die universitätsgebundene – zu ziehen?

Mir scheint, wir seien mit unserem Projekt – nicht zuletzt dank des engagierten und sachkompetenten Engagements vieler Journalistik-Studierender – auf der Suche nach den Antworten einen Riesenschritt weitergekommen.

*Prof. Dr. Michael Haller*

nutzten rund 8000 Journalisten den Link, davon 2000 noch am ersten Tag. Mehr als 5000 Journalisten gaben Antworten; und immerhin 3743 beantworteten alle 160 Fragen.

Eine erste Auswertung macht deutlich, dass sich die Journalisten vor allem den technischen Neuerungen werden stellen müssen. Ist der Laptop heute schon selbstverständlich, so werden in naher Zukunft ausgefeilte Kenntnisse erforderlich sein für den Umgang mit Redaktionssystemen, aber auch mit Internet- und Datenbankrecherche. Drei von vier Journalisten sind überzeugt, dass in Kürze das World Wide Web das wichtigste Rechercheinstrument werde (vgl. Grafik auf S. 10).

Freilich sehen die Befragten im neuen Medium auch allerhand Gefahren: Vor allem die Trennung von redaktionellem Inhalt und Werbung schwinde. Die aktuelle Diskussion um Schleichwerbung und Product Placement scheint diese Befürchtungen zu bestätigen. Die meisten Befragten prognostizieren auch eine verstärkte Abhängigkeit von Werbefinanzierung – und sehen darin einen wachsenden negativen Einfluss auf die Inhalte.

Übereinstimmend sagen auch die meisten Befragten, dass die handwerklichen Fertigkeiten wichtiger werden. Genügte früher meist die klassische „Schreibe“, um die Leser erfolgreich anzusprechen, werden immer breiter gefächerte Vermittlungskompetenzen erforderlich. Bereits heute sind über zehn Prozent der Journalisten gezwungen, ihre Produkte für verschiedene Mediengattungen aufzubereiten – mit steigender Tendenz. Mehr Knowhow wird aber auch erforderlich sein, um sich im zunehmend dichteren Informationsdschungel zu rechtzufinden; viele Journalisten meinen, dass sie es vermehrt mit unzuverlässigen und einseitigen Informationen zu tun haben. Auch werde das Einordnen und Gewichten von Informationen schwieriger und zugleich wichtiger werden.

## Eier legende Wollmilchsau?

Zu dieser Perspektive passt die Meinung jedes zweiten Journalisten, dass die Recherche aus Zeitmangel oberflächlicher werde. Nur jeder Fünfte glaubt, dass man in Zukunft gründlicher recherchieren wird als heute. Mit dieser Einschätzung verbindet sich die Sorge, dass auch die inhaltlichen Fehler zunehmen, während die sprachliche Aufbereitung (noch) schlechter werde.

Diese Prognosen bedeuten keineswegs das Ende des klassischen Journalismus, sie verkünden vielmehr eine Schwerpunktverschiebung: Der Journalist von Morgen werde zunehmend zum Dienstleister, der seinem Publikum mehr Nutzwert, mehr Orientierung und auch mehr Unterhaltung verschaffen müsse – ein Trend zur „Eier legenden Wollmilchsau“.

In der von Prof. Haller geplanten Buchpublikation werden die Ergebnisse von Delphi I und II zusammenfließen und wertvolle Erkenntnisse für die Entwicklung des Berufs des Journalisten und der hochschulgebundenen Ausbildung bringen.

Weitere Informationen im Internet:  
[www.uni-leipzig.de/~zdi](http://www.uni-leipzig.de/~zdi)

## Michael Haller über die Studie und die Studierenden „Professionell durchgezogen“

**Herr Professor Haller, die Wiener Zeitung „Die Presse“ titelte im vergangenen Jahr „Blogger – die Zukunft des Journalismus“. Vermutlich ein Teil der Wahrheit?**

Eher nicht. Immer dann, wenn sich die Medien in einem Transformationsprozess befinden, in aller Regel bedingt durch technische Innovationen wie zuletzt das Internet, gibt es eine basisdemokratische Tendenz zu einer Form, die man Bürgermedium nennen könnte. Jedes Mal heißt es: Jetzt bekommen wir eine diskursive Gesellschaft, die ohne die journalistischen Medien auskommt. Aber dem ist nicht so.

**Wie sieht sie denn laut Ihrer Studie aus, die Zukunft?**

Die Studie erfasst Einschätzungen über Trends, die Zukunft selbst kann man ja nicht untersuchen. Aber die von uns befragten Experten und Journalisten sehen die technischen Änderungen und den verschärften ökonomischen Druck als prägende Größen. Insbesondere wird von vielen Befragten auf neue crossmediale Produktionsmuster hingewiesen. Zwischen Print und Online werden sich wohl die Grenzen zunehmend verwischen.

**Inzwischen schickt sogar der MDR Videoreporter los, also Redakteure, die zugleich die Kamera bedienen. Ist in Zukunft die Eier legende Wollmilchsau gefragt?**

Natürlich ist durch den großen Druck, die Produktionskosten zu senken, eine Tendenz entstanden, dass man solche Eier legende Wollmilchsäue wünscht, die wenn möglich auch noch Honig geben. Es gibt aber auch einen Gegentrend bei den Medien, die eine Zielgruppe ansprechen, die sich zu den besser Ausgebildeten rechnet.



Hier werden vermehrt Sach- und Fachkompetenzen gefragt in Verbindung mit hoher Vermittlungskompetenz.

**Bei Ihrer Studie handelt es sich sozusagen um die zweite „Zukunft des Journalismus“. Es gab 1993 eine erste Studie zu diesem Thema. Haben sich die damaligen Einschätzungen bewahrheitet?**

Dass das Internet eine so herausgehobene Rolle spielen würde, war damals nicht absehbar. Aber Einiges hat sich bestätigt. Es wurde beispielsweise gesagt, dass es eine sehr starke Ausdifferenzierung geben wird, dass also insbesondere im Zeitschriftenmarkt sich der Wettbewerb verschärfen und eine weitere Pluralisierung der Titel herbeiführen und damit die Kuchenstücke für einzelne Unternehmen immer kleiner ausfallen werden. Auch die verschärfte Kommerzialisierung ist im Prinzip vorausgesagt worden.

**An der neuen Studie haben Studierende mitgewirkt. Wie hoch war ihr Anteil?**

Sehr hoch. Das ist das eigentlich Begeisterte an dem ganzen Projekt. Als ich es im Sommersemester 2002 in einem Projektseminar vorgeschlagen habe, waren die Studierenden gleich sehr interessiert und haben sich in die Methodologie gestürzt. Wir haben das Delphi-System dann über die Semester weitergezogen, auch methodische Verbesserungen entwickelt. Später hatten die Studierenden die Idee, zusätzlich zu den Interviews eine Internet-Befragung zu machen. Da war ich zunächst sehr skeptisch. Aber die haben das professionell durchgezogen – und die Befragung verlief überraschend erfolgreich. So verfügen wir über erstklassige Daten.

Interview: Carsten Heckmann

Wenn der in der DDR lebende Wissenschaftler Hans-Günther Brennert\* in seinem Arbeitsleben einen langjährigen Kollegen ansprach, dann hörte sich das ungewöhnlich an. Er sagte „Herr Kollege“ und „Sie“. „Eine von vielen belächelte Praxis“, erinnert sich Brennert. Von ihm und seinen befreundeten Kollegen war sie jedoch gedacht als „eine ganz deutlich spürbare, aber nicht ausdrücklich formulierte Kritik an dem ‚Du‘ der Genossen.“ Diese Sprachregelung war, so Brennert, „auch unter bestimmten Studenten schon üblich, die sich dem FDJtum nicht so ohne weiteres anschließen wollten.“

Buch „Traditionen des Sprechens“. „Dies ist das allgemeinere Problem einer Geschichtsschreibung ‚von unten‘: Die Quellen über herausragende Personen und Ereignisse sind zahlreich, der ‚Mann von der Straße‘ ist die unbekannte Größe der Geschichtsschreibung.“ Mit diesem Hinweis auf die Rolle des Sprechens hat die Sprachhistorikerin schon 1983 auf ein Defizit hingewiesen, das in Arbeiten zur Oral History und in Biografieforchung bestanden hat und noch besteht. Mit den Einflüssen, die Sprache auf das Leben eines Menschen oder einer Menschengruppe haben kann, mit den diesbezüglichen Erfahrungen und

Das Vorgehen im zweiten Schritt, der im Sommersemester in Form eines Projekts von Studierenden getan wurde, ist methodisch anders: Es wurde nicht gezielt, sondern ganz allgemein gefragt, welche Rolle die Sprache im Leben der Befragten gespielt hat. Die Antworten sind vielfältig und beziehen sich u. a. auf Zeiten politischer Umbrüche, auf Migration und Prägung durch mehrsprachige Familienverhältnisse ebenso wie auf Stigmatisierung durch Dialektgebrauch bzw. auf die gemeinschaftsbildende Kraft von Dialektwörtern, auf die Ausprägung identitätsstiftender Familiensprache wie auf die Bedeu-

# Die Entdeckung der Sprachbiografie

## Germanisten untersuchen den Einfluss der Sprache auf das Leben

Von Prof. Dr. Ulla Fix, Institut für Germanistik

Als Hans-Günther Brennert in den 1950er Jahren bereits als Student im Hörsaal saß, kam Werner Probst\* als Flüchtlingskind aus der Lausitz nach Bayern. Er musste sich dort immer wieder verächtliche Äußerungen über seinen polnisch klingenden Familiennamen anhören. Als junger Mann änderte er seinen Namen – ein Eingriff in seine Identität, der ihm später zu schaffen machte.

Zwei sprachbestimmte Erfahrungen, von denen keine verallgemeinert werden darf, die aber jede für sich als Erfahrung eines Lebens wichtig und für die Zeit, in der sie gemacht wurde, auch aussagekräftig ist. Solche Erfahrungen betrachten Sprachwissenschaftler, wenn sie sich mit sogenannten Sprachbiografien beschäftigten.

„Was selbstverständlich, banal, ‚normal‘ erscheint, der Alltag des Sprechens sozusagen, ist dem Vergessen preisgegeben“, schrieb Brigitte Schlieben-Lange in ihrem

Erwartungen der Sprachteilnehmer hat sich Oral History nicht beschäftigt.

Welche Aufschlüsse über die Sprachbewusstseinsinhalte einer Zeit zu bekommen wären, ist ein noch offenes Feld, auch für die Sprachwissenschaft. Ein Beitrag zu einer noch zu etablierenden *Oral Language History* sollte und soll in Leipzig geleistet werden.

Die erste Etappe des entsprechenden Projekts bestand 1994–1996 darin, gezielt zu erfassen, wie sich Menschen in den neuen Bundesländern zu den sprachlich-kommunikativen Veränderungen verhalten, die sich mit der politischen Wende vollzogen haben. Im Ergebnis ließen sich Erinnerungs- und Deutungsgemeinschaften feststellen und fanden sich aufschlussreiche Erzählungen, die das Bild, das die Sprachwissenschaft von der Sprache der Deutschen in Ost und West vor und nach der Wende gezeichnet hat, stark differenzieren.

Die individuellen Sprachgebrauchs für das Identitätsgefühl und nicht zuletzt auf die hohen Ansprüche an das Verfügen über mehrere sprachliche Register im heutigen Berufsleben.

Beide Projektteile lebten methodisch von der Erhebung, Transkription und Kommentierung qualitativer Interviews, also solcher, die dem Befragten als „Experten seiner selbst“ die Gelegenheit geben, alles darzustellen, was ihm wichtig erscheint. Die Teilnehmer des Seminars haben ihre in jedem Falle aufschlussreichen Interviews mit Kommentaren auf einer Studentenkonzferenz im Juli vorgetragen. Die Ergebnisse der Konferenz sollen veröffentlicht werden. Das Projekt hat dazu geführt, dass der Anteil der Sprache an der Biografie des „Menschen auf der Straße“ uns nun nicht mehr ganz so dunkel erscheint.

\* Namen von der Redaktion geändert.

## Symposium

Ein Austausch von Künstlern und Wissenschaftlern, deren Bezugspunkt Osteuropa ist, findet vom 13. bis zum 16. Oktober in Leipzig statt: Das internationale Symposium „Mind the Map! – History Is Not Given“ soll „eine Diskussionsplattform zu Kunst- und Kulturproduktionen schaffen, die an den Schnittstellen östlicher und westlicher Kunstrealitäten in Europa angesiedelt sind“, so die Zielstellung der Organisatoren Dr. Veronika Darian, Prof. Günther Heeg (beide Leipzig) und Prof. Marina Gržinić (Wien).

Geschichte wird immer im Rückblick geschrieben. Das heißt im Prinzip, dass jegliche Form von Historie, sei es nun politische, biographische, kulturelle oder künstlerische, immer re-konstruiert ist. Für die ost- und mitteleuropäische Kunst nach 1945 gibt es eine solche Geschichtsschreibung bislang nicht – aber erste Annäherungsversuche: Das slowenische Künstlerkollektiv IRWIN hat eine „East Art Map“ entwickelt, eine Kunstkarte, die die zeitlichen und örtlichen Beziehungen hunderter Kunstwerke aus Osteuropa zueinander darstellt. Diesen Impuls zur Kulturgeschichte hat wiederum „Relations“, ein Initiativprojekt der Kulturstiftung des Bundes, aufgegriffen. Es hat acht Universitäten – darunter die Leipziger – zusammengebracht, die der osteuropäischen Kunst auf drei Wegen nachspüren: dem kunsthistorischen, dem kunst- und kulturwissenschaftlichen und auf dem der Performance Studies.

Wegen seiner Forschung zur „Dramaturgie von Gegenwartskulturen im Ost-West-Transfer“ war das Institut für Theaterwissenschaft der Universität Leipzig prädestiniert als Partner und Mitorganisator von „Mind the Map!“. Das Symposium soll Anfangspunkt sein für eine kontinuierliche Zusammenarbeit im Dreieck aus Kunst, Wissenschaft und gesellschaftlichen Initiativen. Die Ergebnisse werden in einem Buch Zusammengefasst, das im März 2006 erscheinen soll.

Weitere Infos im Internet unter: [www.mindthemap.net](http://www.mindthemap.net)

# „Keine Einbahnstraße“

## Günther Heeg über einen Ost-West-Forschungsschwerpunkt der Theaterwissenschaftler

**Herr Professor Heeg, kann man von einem Forschungsschwerpunkt „Theater im Osten“ am Institut für Theaterwissenschaften sprechen?**

Da muss man zwei Teile unterscheiden: Es gibt den Bereich „Dramaturgien im Osten“. Der ist eigentlich nur ein Teil des umfassenden Schwerpunkts „Dramaturgie von Gegenwartskulturen im Ost-West-Transfer“. Dabei ist wichtig, dass es sich eben nicht um eine Einbahnstraße handelt.

**Seit wann gibt es den Forschungsschwerpunkt? Wie hat er sich entwickelt?**

Den gibt es jetzt seit gut zwei Jahren, und er hat in erster Linie mit der Stellung Leipzigs an der Schnittstelle zwischen Ost- und Westeuropa zu tun. Es ist, glaube ich, ein ganz wesentlicher Faktor, dass Leipzig hier eine Drehscheibe ist – was sich ja auch zeigt an den ganzen anderen Instituten, die es hier noch gibt, wie zum Beispiel das KOMOEL und das GWZO.

Das ist etwas, was natürlich auch die Forschungsausrichtung bestimmt. Deshalb gibt es Überlegungen zu einem Masterstudiengang „Osteuropastudien“, an dem wir uns auch beteiligen wollen.

Wenn man nach Leipzig kommt, so wie es mir ging, dann ist es einfach ganz nahe liegend, dass man mit einer anderen geographischen und auch geopolitischen Situation konfrontiert ist. Das ist einer der Hauptgründe für diesen generellen Schwerpunkt.

**Gab es eine Initialidee?**

Es gibt auch persönliche Erfahrungen, die da reinspielen. Die eine ist sicherlich, dass man für solche Fragestellungen sensibilisiert wird, sobald man in eine andere Regionalkultur kommt, und das ist hier eine andere Regionalkultur als in Frankfurt.

Eine andere persönliche Geschichte ist die von Dr. Veronika Darian, meiner Assistentin. Sie kommt aus Slowenien und beschäftigt sich wieder mit ihren Wurzeln.

Ein weiterer Punkt war, dass wir aufgefordert worden sind, uns an dem Projekt „East Art Map“ von „Relations“, einem Verein der Bundeskulturstiftung, zu beteiligen. Das war vor etwa eineinhalb Jahren. So sind verschiedene Dinge zusammengekommen.

**Womit beschäftigt sich „Dramaturgien von Gegenwartskulturen im Ost-West-Transfer“?**

Da gibt es ja den schon genannten Bereich „Dramaturgien im Osten“, der daraus entsteht, dass das Theater hier im Osten in einer ganz besonderen Situation ist.

**Inwiefern?**

Nun ja, nach dem Fall der Mauer, die einfach auch eine Zeitmauer gewesen ist, ist die ganze Theaterkultur des Ostens in einen Prozess der marktpolitischen Beschleunigung geraten. Die Theatermacher, mit denen wir Kontakt haben, sagen immer wieder, dass das DDR-Theater mit dem Fall der Mauer seine alten Funktionen verloren hat. Wolfgang Engel beispielsweise: Er wird ja nicht müde, zu betonen, dass das, was sie damals an Stücken, zum Beispiel von Heiner Müller, und auch Inszenierungen gemacht haben, gegen die Mauer geschleudert war. Und in dem Augenblick in dem die fiel, sind die Stücke und die Inszenierungen ins Nichts gefallen.

Wenn man heute mit Theatermachern aus dem Osten redet, dann sagen sie, das kann man auch in „Theater der Zeit“ nachlesen: „Der Unterschied zwischen Ost und West ist der, dass es uns um etwas geht. Uns geht es um Ideen. Theater hat eine soziale Be-

deutung, einen Auftrag.“ Es ist dieses traditionelle Theater des Ostens, sehr stark verknüpft mit der Idee der Bildung und der Aufklärung und so weiter. Demgegenüber wird dem Westen oftmals vorgeworfen: „Euch geht es ja nur um die Form“, vielleicht kann man auch sagen ‚die leere Form‘, das höre ich immer ein bisschen da heraus.

### Was bedeutet das für den Forschungsschwerpunkt?

Theater ist immer Krise. Und eine Krise ist natürlich immer auch eine Chance. Ich finde es sehr spannend, wie die einzelnen

schaffen. In denen kann das, was hier von der Beschleunigung, von der Dynamik des Kapitals überrollt zu werden droht, als Sprengstoff eingebracht werden in die Gegenwart.

### Können Sie den Begriff des „dritten Raumes“ ein bisschen greifbarer machen?

Der „dritte Raum“ ist eine Bezeichnung, die Homi Bhabha geprägt hat. Er stammt also ursprünglich aus den „Post-Colonial-Studies“. Es ist vielleicht nicht falsch, Grundtheoreme des „dritten Raumes“ vorsichtig zu übertragen auf die ehemalige

siert – Hegel hat dafür den Begriff „Fuge des Verschwindens“ gebracht. Es ergibt sich eine allgemeine Dynamik, die immer weiter schreitet, neues Material braucht und verschlingt. Und schließlich tritt das alles auf der Stelle.

Statt dessen kann man aber versuchen, kulturelle Möglichkeitsräume, Freiräume einzurichten, in denen die Kultur nicht von vornherein das Neue, den Fortschritt, die Dynamik als Anathema ausblendet und verurteilt. Sondern in denen zum Beispiel gesehen wird: Die Kultur, die wir vertreten haben, diese Bildungskultur, dieser Bildungssozialismus, der war in sich schon immer brüchig und zum Untergang verurteilt und jetzt muss man sehen, wie man das, was man in Zukunft davon hat, in veränderter Konstellation einbringt.

### Kann man sagen, dass es ein Sich-Erheben aus Zeit- und Raum-Umständen ist, um sich noch mal anders auf die Gegenwart beziehen zu können?

Es setzt immer voraus, dass die Wirklichkeit, wie sie ist, für eine Zeit lang suspendiert wird, das heißt, dass sie in die Schwebelage gebracht wird. Nicht als Räume, in denen man sich jetzt einfach weg träumt, und sagt „kauf Dir einen bunten Luftballon“. Sondern eher als ein Heraustreten, um sich wieder auf das Sein zu beziehen. In diesen Möglichkeitsräumen werden nämlich durchaus Elemente der Wirklichkeit verhandelt.

**MIND THE  
MAP!  
HISTORY  
IS NOT GIVEN**

Titel-Motiv des Symposium-Flyers

Theater jetzt damit umgehen. Es gibt erstmal zwei Möglichkeiten: Sie fahren einen restaurativen Kurs, und sagen kulturpessimistisch, wir müssen jetzt in einem Meer von Unterhaltungskultur, Kultur des Spektakels und Konkurrenz durch die neuen Medien die Fahne der Bildung und der Hochkultur hochhalten. Sozusagen eine Wagenburgmentalität entwickeln. Das, denke ich, wird auf die Dauer nicht funktionieren. Es wird allerdings sehr oft gemacht, wie wir festgestellt haben in Gesprächen mit Dramaturgen, die wir eingeladen haben.

Die andere Möglichkeit ist, dass das Theater versucht zu reagieren, indem es sagt, in Zeiten der Globalisierung ist jede Regionalkultur immer schon geschnitten von diesen globalen Tendenzen, jetzt geht es darum, so genannte „dritte Räume“ zu

DDR, auf Ostdeutschland. Man kann sagen, dass schon so etwas stattgefunden hat wie eine Kolonisation des Ostens durch den Westen. Und der „dritte Raum“ meint, dass es die alten politischen Konzepte der Entgegensetzung nicht mehr gibt. Also praktisch: Die „Unterdrückten“ setzen sich diesem Eroberer entgegen, kämpfen gegen diesen westlichen Dominator an. Diese alten politischen Strategien haben eigentlich versagt. Denn sie führen immer dazu, dass eine neue Herrschaft, eine neue Macht etabliert wird. Da prallt in der Wirklichkeit einiges hart aufeinander – das sind ja auch Gewaltakte, die da passieren in solchen Kolonisierungsprozessen, wenn Universitäten gleichsam übernommen werden von Westwissenschaftlern oder Betriebe durch die Treuhänder und so weiter. Auch die Kultur wird hier überrollt und marginali-

### Sie sagten zu Beginn, es sei wichtig, dass das Projekt „Dramaturgien im Ost-West-Transfer“ keine Einbahnstraße ist. Wie meinen Sie das?

Man muss immer auch sehen, was diese Kolonisation Osteuropas – denn es betrifft ja nicht nur Ostdeutschland, unsere Kollegen in Osteuropa sprechen von „Neokolonialismus“ – also, was diese Kolonisation mit Westeuropa macht. Wir dürfen niemals Osteuropaforschung machen, à la „Der ist anders“, und wir gucken jetzt mal an, was „der Neger“ im Osten macht. Ost-West-Forschung kann immer nur mit einer Infragestellung verbunden sein, einer Reflexion der westlichen Herangehensweise, des westlichen Blicks.

Interview:  
Fee Isabelle Lingnau

## Im Fokus: Ein Erdbebenherd in Südspanien

6000 Euro stellte der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) für den Wissenschaftleraustausch eines Projektes zur Verfügung, das sich 2005/06 mit Erdbeben in der Region der Straße von Gibraltar beschäftigt, die ca. 40–60 nach Chr. und vielleicht auch ca. 390 nach Chr. das kleine Fischerdörfchen Baelo Claudia, jetzt Bolonia, zerstörten.

Diese archäo- und paläoseismologischen Untersuchungen, an denen PD Dr. Klaus Reicherter vom Institut für Geophysik und Geologie der Universität Leipzig, Dr. Peter Becker-Heimann vom Institut für Bodenkunde Hamburg und Prof. Dr. Pablo Silva von der Universität Salamanca/Avila in Spanien beteiligt sind, sollen klären, wie viele Beben Baelo Claudia heimsuchten, welche Ursache sie hatten, wo das Epizentrum der Beben lag und wie stark sie waren. Außerdem sucht man nach Hinweisen für Ablagerungen, die von Tsunamis verursacht wurden.

Erste Hinweise auf einen Erdbebenherd in südwestlicher Richtung von Baelo Claudia lieferten die archäologischen Ausgrabungen: Die Säulen des Forums fielen allesamt in diese Richtung auf sauberen Boden. Zum einen ist dieses Indiz als Richtungsanzeiger der Stoßwellen zu werten, zum

anderen muss Baelo Claudia noch bewohnt gewesen sein.

In den heute für Besucher zugänglichen Ruinen sind weitere Indikatoren für Erdbebenschäden zu finden: Große Teile des Amphitheaters sind zerstört, die Steinplatten der Hauptstraße zeigen Verschiebungen an. Weiterhin zeigt die ältere, vor 40–60 nach Chr. errichtete Stadtmauer Schäden und eine Verkipfung um einige Grad. Die Stadtmauer wurde nach diesem Beben

durch eine wesentlich mächtigere Mauer ersetzt, aber auch diese ist wieder zerstört und versetzt worden, wahrscheinlich auch durch ein Erdbeben.

So bietet Baelo Claudia einen einmaligen Untersuchungsort für mindestens zwei historische Erdbeben, einschließlich sehr guter Datierungsmöglichkeiten, in einem seismisch aktiven Gebiet der afro-europäischen Konvergenzzone im Campo de Gibraltar. *Dr. Bärbel Adams*



Die Ruinen des Forums von Baelo Claudia.

Foto: Dr. Klaus Reicherter

## Millionenförderung für Bohrungen in Sibirien

1,5 Millionen US-Dollar stellt das Internationale Kontinentale Tiefbohrprogramm (ICDP) für drei Forschungsbohrungen am Elgygytyn-See in Sibirien zur Verfügung. Die Bohrungen sind Teil eines internationalen Forschungsprojektes russischer, amerikanischer, österreichischer und deutscher Wissenschaftler, dessen Koordination in den Händen von Prof. Dr. Martin Melles, Institut für Geophysik und Geologie der Universität Leipzig, liegt.

Der Elgygytyn-See (Tschuktschisch: „Weißer See“) liegt im äußersten Nordosten von Sibirien. Er hat einen Durchmesser von ca. zwölf Kilometern und befindet sich in einem Meteoritenkrater, der vor etwa 3,6 Millionen Jahren entstanden ist.

Umfangreiche Voruntersuchungen haben gezeigt, dass sich der Elgygytyn-See unmittelbar nach dem Meteoriteneinschlag gebildet hat und seitdem weder von Glet-

schern überfahren wurde noch ausgetrocknet ist. Die Ablagerungen am Grund des Sees eröffnen daher den Geowissenschaftlern die einzigartige Gelegenheit, erstmals lückenlos die Klima- und Umweltgeschichte der kontinentalen Arktis und mit einer guten zeitlichen Auflösung zu rekonstruieren. Die Erkenntnisse werden gebraucht, um die Rolle der Arktis im globalen Klimageschehen und ihre Reaktionen auf zukünftige Klimaveränderungen, vor allem in Hinblick auf die aktuelle Erwärmung, besser bewerten zu können.

Beispielsweise kann untersucht werden, wie die Arktis vor etwa 2,6 Millionen Jahren auf den Übergang vom sehr warmen und recht stabilen Klima des Pliozäns zum wesentlich kälteren, zyklisch schwankenden Klima des Eiszeitalters reagiert hat, bzw. – umgekehrt – ob Veränderungen in der Arktis diesen globalen Klimawechsel

verursacht haben. Erst seit diesem Klimasprung dürfte es in der Arktis zu größeren Vergletscherungen und verbreitetem Dauerfrostboden gekommen sein, und die dichten Wälder, die damals bis an die arktische Küste reichten, dürften allmählich von spärlicher Tundravegetation verdrängt worden sein.

Von Interesse sind darüber hinaus die beim Meteoriteneinschlag entstandenen Gesteine und die Form des sehr gut erhaltenen Kraters. Sie ermöglichen den Geowissenschaftlern, die Zusammensetzung und die Flugbahn des Meteoriten sowie die beim Einschlag stattgefundenen Prozesse zu rekonstruieren. Das ist mit Blick auf die Gefahr von Meteoriteneinschlägen für die Erde, aber auch für die Bildung und Geschichte von anderen Planeten in unserem Sonnensystem von Bedeutung.

*B. A.*

# Die neue Freiheit

## Erweiterte Möglichkeiten bei der Auswahl von Studierenden

20, 20, 60 – das war eine entscheidende Zahlenkombination vor diesem Wintersemester. Denn in den sechs Studiengängen mit einem bundesweiten Numerus Clausus – Human-, Zahn- und Veterinärmedizin, Pharmazie, Psychologie und Biologie – wurden die Studienplätze erstmals nach einem neuen Schlüssel vergeben: 20 Prozent der Studienplätze für die Abiturbesten, weitere 20 Prozent für Kandidaten auf der Warteliste und 60 Prozent für diejenigen, die die Hochschulen selbst auswählen. Mögliche Verfahren für die Auswahl: Vorstellungsgespräche, schriftliche Tests, die Gewichtung von Einzelnoten, die Berücksichtigung von Berufsausbildungen. Wurden zuvor drei Viertel der Studienplätze von der Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen (ZVS) strikt nach Note und Wartezeit zugeteilt, sind es nun nur noch zwei Fünftel. Diese Neuregelung, festgeschrieben im siebten Änderungsgesetz zum Hochschulrahmengesetz (siehe Kasten), wurde von der Hochschulrektorenkonferenz als wichtiger Schritt für die Autonomie der Hochschulen begrüßt.

Allerdings war auch nach der Gesetzesänderung absehbar, dass es eine Übergangsphase geben würde, in der die Hochschulen für sie passende Auswahlverfahren entwickeln. Und nicht für jeden Studiengang bieten sich aufwändige Testverfahren an. Zudem gab es ein Zeitproblem: Nach der Gesetzesänderung auf Bundesebene musste die Neuregelung erst noch ins jeweilige Landesrecht und in die Satzungen der Hochschulen umgesetzt werden.

Dementsprechend bat eine große Mehrheit der Hochschulen die ZVS, auch die besagten 60 Prozent der Plätze nach der Durchschnittsnote des Abiturs zu vergeben. Die neue Freiheit blieb also zu einem beträchtlichen Teil ungenutzt – was sich nach Einschätzung der HRK innerhalb der kommenden zwei Jahre ändern wird.

Wie lief nun das Verfahren in den besagten NC-Fächern in Leipzig? In der **Humanmedizin** (insgesamt 334 Studienplätze) fand – nach einer Vorauswahl durch die

ZVS – ein Studierfähigkeitstest statt. Das war ein deutschlandweit in diesem Jahr einmaliges Vorgehen (mehr dazu auf den Seiten 18–20). Für die Studiengänge **Tier- und Zahnmedizin** (138/58 Studienplätze) wurde die Vorauswahl ebenfalls von der ZVS getroffen (nach Abiturdurchschnittsnote und der Ortspräferenz), die abschließende Auswahl dann von den entsprechenden Fakultäten nach der Abiturdurchschnittsnote und dem Ergebnis eines Auswahlgesprächs.

In der **Psychologie** (92 Studienplätze) galt unverändert einzig die Abiturnote als Kriterium, die Abwicklung der Auswahl übernahm die ZVS. „Die Durchschnittsnote im Abitur ist nach wie vor der beste Prädiktor für einen Studienerfolg“, sagt Studiendekan Prof. Dr. Erich Schröger. Im Gegensatz zum Beispiel zu Auswahlgesprächen (s. a. Gastbeitrag auf S. 24) sei die Auswahl nach Note „einigermaßen gerecht und objektiv“. Schröger verweist zugleich darauf, dass die Deutsche Gesellschaft für Psychologie an einem Auswahlverfahren arbeite, das wahrscheinlich einen Test umfassen, aber auch Vorleistungen berücksichtigen werde. „Ein solches Verfahren könnten wir dann eventuell übernehmen.“

Auch in der **Pharmazie** (44 Studienplätze) lief alles nach der alten Regel „Abiturnote plus Wartezeit“. „Wir haben lange diskutiert, ob wir es anders machen sollen, aber wir sind der Ansicht, dass der Aufwand in keinem Verhältnis zum Nutzen steht“, erklärt Studiendekan Prof. Dr. Klaus Schildberger. In **Biologie** traf die gesetzliche Neuregelung auf die Universität Leipzig nicht zu. Sowohl der Bachelor- als auch der Magister-Nebenfach-Studiengang sind mit einem universitätsinternen Numerus Clausus belegt.

In anderen Fächern, in denen die Studienplätze nicht zentral vergeben werden, gibt es seit langem ganz unterschiedliche Auswahlverfahren – Studierende, die sie durchlaufen haben, kommen in dieser *Journal*-Ausgabe zu Wort (S. 23).

Carsten Heckmann

### Was das Gesetz sagt

*Auszug aus dem Hochschulrahmengesetz (HRG), unter Berücksichtigung des 7. Gesetzes zur Änderung des HRG vom 28. 08. 2004*

„Die verbleibenden Studienplätze werden vergeben ... von den Hochschulen nach dem Ergebnis eines Auswahlverfahrens. Die jeweilige Hochschule vergibt die Studienplätze in diesem Verfahren nach Maßgabe des jeweiligen Landesrechts insbesondere

- a) nach dem Grad der Qualifikation nach § 27 (allgemeine Hochschulreife, *d. Red.*),
- b) nach den gewichteten Einzelnoten der Qualifikation nach § 27, die über die fachspezifische Eignung Auskunft geben,
- c) nach dem Ergebnis eines fachspezifischen Studierfähigkeitstests,
- d) nach der Art einer Berufsausbildung oder Berufstätigkeit
- e) nach dem Ergebnis eines von der Hochschule durchzuführenden Gesprächs mit den Bewerberinnen und Bewerbern, das Aufschluss über die Motivation der Bewerberin oder des Bewerbers und über die Identifikation mit dem gewählten Studium und dem angestrebten Beruf geben sowie zur Vermeidung von Fehlvorstellungen über die Anforderungen des Studiums dienen soll,
- f) auf Grund einer Verbindung von Maßstäben nach den Buchstaben a bis e.

Bei der Auswahlentscheidung muss dem Grad der Qualifikation nach § 27 ein maßgeblicher Einfluss gegeben werden. Die Zahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Auswahlverfahren kann begrenzt werden.

# Die Qual der (Aus-)wahl

## Der erste Studierfähigkeitstest einer Universität für das Fach Medizin

Von Prof. Dr. Jan Gummert, stv. Klinikdirektor am Herzzentrum Leipzig GmbH – Universitätsklinikum, Prof. Dr. Elmar Brähler und PD Dr. rer. nat. habil. Andreas Hinz, Abteilung für Medizinische Psychologie sowie Dekanatsrat Dipl. Pol. Christian Epp

Im September 2004 war es soweit – die Siebte Novelle des Hochschulrahmengesetzes trat in Kraft und gab den Hochschulen nach weiterer Maßgabe der Landesgesetzgeber das lange geforderte Recht, aber nach einer Übergangsphase bis 2007 auch die Pflicht, den überwiegenden Anteil der Studienplätze selbst im AdH (Auswahlverfahren der Hochschulen) zu vergeben. Aber nicht nur dieser Anteil vergrößerte sich von 24 auf 60 Prozent, auch die bereits zur Verfügung stehenden Kriterien „Auswahlgespräch“ und „Art der Berufsausbildung“ wurden in Sachsen z.B. um einen „fachbezogenen Studierfähigkeitstest“, und „Einzelnoten“ erweitert. Die Abiturnote muss jedoch weiterhin maßgeblichen Einfluss behalten.

Ende 2004 waren die Rahmenbedingungen dergestalt, dass zum WS 2005/6 mit knapp 400 Studienplätzen zu rechnen war und die Durchführung der Auswahlgespräche in der Medizin schon mit der 24-Prozent-Quote die Fakultät an die Belastungsgrenze führte. Die möglichen Auswirkungen der verstärkt geführten Studiengebührendiskussion und die neuen Verfahrensgänge und -vielfalt ließen keine Abschätzung des Bewerberwahlverhaltens zu. Bewerben sich nun 1 159 wie in 2004 oder 20 000?

Die Medizinische Fakultät besaß naturgemäß folgende Optionen:

- 1) Abwarten mit Nutzung der Übergangsregelung, de facto eine ausschließliche Berücksichtigung der Abiturnote – ressourcenschonend, risikoarm, überdurchschnittliche Prognosekraft.
- 2) Weiterführung der bisherigen Auswahlgespräche – in der Medizin extremer Ressourcenbedarf und mäßige Prognosekraft.
- 3) Suchen und Optimieren der bestgeeignetsten Kriterien und Verfahren – unklarer Ressourcenbedarf, juristische terra incognita, großer Zeitdruck, möglicherweise bester Prädiktor.

Anfang 2005 wurde nach intensiver Diskussionen innerhalb des Dekanatskollegiums und des Fakultätsrates die Suche nach einer fakultätsspezifischen Lösung forciert. Nicht nur das Interesse an einer möglichst objektivierbaren Studierendenauswahl im Sinne der Studierfähigkeit, die weitere Reduktion von Studienabbrucherquote und Studiendauer, auch der damit initiierte fakultäre Prozess von Profilbildung zur Überprüfung von Passformigkeit waren ursächlich. Dass es auch politisch keinen allzu guten Eindruck hinterlassen würde, die jahrzehntelang vehement geforderten und dann gewährten Auswahlrechte nicht zu nutzen, sei nur angemerkt.

Noch im Februar 2004 forderte der HRK-Senat eine 90-Prozent-Quote für die Hochschulen bei Wegfall der Wartezeitquote, im Juli 2003 scheiterte schon eine ähnliche Initiative der Länder über die KMK im Bundestag. Die Empfehlungen des Wissenschaftsrates vom Januar 2004 zur „Reform des Hochschulzugangs“ und zu „forschungs- und lehrförderlichen Strukturen in der Universitätsmedizin“ wurden jedoch von der Politik weitgehend aufgegriffen. Die universitäre Auswahlsetzung vom 11. Mai 2005 fußt letztendlich als Ergebnis auf dem engen Zusammenwirken und der intensiven Abstimmung von Veterinärmedizinischer und Medizinischer Fakultät, Rektorat, Justiziarat (Herr Grimm) und Dezernat 2 (Dr. Hagendorf, Dr. Dietz). So wurden vielfach gemeinsam auf Veranstaltungen der ZVS, der HRK, des Medizinischen Fakultätentages und des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft der fachliche Erfahrungsaustausch gesucht und unzählige Einzeltermine wahrgenom-

men. Rektor Professor Häuser hat auf einer Anhörung des Landtags im Februar 2005 wesentliche und gerade für die Testdurchführung substantielle Änderungen des vorliegenden Gesetzentwurfes bewirkt. Als mögliche Kriterien, die auch an anderen Fakultäten genutzt werden, ist beispielsweise über gewichtete Einzelnoten, Motivationsschreiben und biographische Fragebögen beraten worden. Aufgrund der Feststellung, dass der Kombination von Abiturnote mit dem Ergebnis eines fachbezogenen Studierfähigkeitstestes in der Medizin die höchste Prognosekraft zugesprochen wird, sollten diese Kriterien in die Auswahlsetzung Eingang finden. Eine berufliche, studienbezogene Vorbildung sollte aus motivatorischen Aspekten leistungsorientiert ebenfalls berücksichtigt werden.

Da Testressourcen nicht unbegrenzt zur Verfügung stehen, wurde eine Vorauswahl nach Abiturnote auf die doppelte Zahl der zu vergebenden Plätze vorgeschaltet. In der Zahnmedizin wurde aufgrund geringerer Studienplatzzahlen, der guten Erfahrungen mit der dort weitgehend harmonisierten und strukturierten Gesprächsdurchführung das Verfahren der Auswahlgespräche beibehalten, jedoch in der Verfahrensweise deutlich „entbürokratisiert“.

In der Zahnmedizin ist die manuelle Geschicklichkeit essentiell, daher wird dort zukünftig eine Kombination von Auswahlgespräch und praktischem Studierfähigkeitstest angestrebt. Aus Zeitgründen war dies zum WS 2005/6 leider nicht zu leisten. Im Dialog mit Dekan Prof. Gäbel und Studiendekan Prof. Schoon von der Veterinärmedizinischen Fakultät wurden wegen ähnlicher Rahmenbedingungen die Verfahren der Zahn- und Veterinärmedizin in der Satzung analog formuliert.

Nachdem im Mai 2005 die normativen Voraussetzungen geschaffen waren, erarbeitete eine vom Fakultätsrat benannte Arbeitsgruppe unter Beteiligung der Leipziger Dependence der DGP (Deutsche Gesellschaft für Personalwesen) die Teststruktur, sowie das Bewertungsschema. Dieses hochkarätige (u. a. 17 Professoren) und zeitaufwändige Gremium wird auch zukünftig das Auswahlverfahren evaluieren und weiterentwickeln.

Der Test stellt ein Derivat des TMS (Test für Medizinische Studiengänge) dar, welcher von 1986 bis 1996 in Deutschland eingesetzt wurde und nicht aus qualitativen, sondern Kostengründen bzw. falschen Bewerberzahlenerwartungen aufgegeben wurde. 45 Prozent der Studienplätze wurden seinerzeit aufgrund der Kombination von Durchschnittsnote und Testergebnis, 10 Prozent für die Auswahl nur nach dem Testergebnis, 20 Prozent für die Auswahl nach Wartezeit und 15 Prozent von den

Hochschulen selbst nach dem Ergebnis eines Auswahlgesprächs vergeben.

Der TMS wurde danach in die Schweiz verkauft, angepasst und ist dort seitdem als EMS (Eignungstest für das Medizinstudium) wohlvaluiert im Einsatz. Das Institut für Test- und Begabungsforschung hatte ursprünglich den TMS entwickelt und später als ITB-Consulting für die Auswahl von Sanitätsoffizierbewerbern durch den Psychologischen Dienst der Bundeswehr eine Zusammenstellung der aussagekräftigsten TMS-Bestandteile entwickelt. Diese Bewerber studieren übrigens teilweise auch an unserer Fakultät. Durch die dankenswerte Vermittlung von Professor Trost und Herrn Didi, ITB-Consulting, wurde mit der Bundeswehr, Ministerialrat Dr. Hansen, eine entsprechende Nutzungsvereinbarung getroffen. Die wissenschaftliche Evaluation wird in der Abteilung für Medizinische Psychologie der Medizinischen Fakultät geleistet.

Das Ergebnis ist neben einer durchaus beachtlichen bundesweiten Presseresonanz von der „Ärztzeitung“ bis hin zur „Zeit“ hauptsächlich der bislang größte Anteil an leistungsbezogen ausgewählten Studienanfängern, die zugleich den besten Notendurchschnitt aufweisen.

Eine Optimierung und Verzahnung mit self-assessment-Möglichkeiten zur Studienberatung, die dann sinnvollerweise onlinegestützt funktionieren, wird zukünftig angestrebt. Für welche Lösungen sich die anderen Universitäten und Fakultäten im nächsten Jahr auch immer entscheiden mögen, ob für bundesweit einheitliche Tests für Medizin oder Testverbünde oder Kerntests ergänzt mit individuellen Modulen, ob mit oder ohne Teilnehmergebühren – durch die Verknüpfung mehrerer Auswahlkriterien und die Gestaltung des Vorauswahlfilters ist an vielen Stellschrauben zu drehen. Kostenneutral wird jedenfalls keines der verbesserten Auswahlverfahren sein.

#### **Bewerber**

Medizin-Bewerber bundesweit: 37 366 bei 8 413 Plätzen; Leipzig 2004: 1 159; 2005: 12 926; davon nur für das Hochschulverfahren 6 566

#### **Quoten**

20% ZVS-Abiturnote, 20% ZVS-Wartezeit, 60% AdH, ausgehend von Vollstudienplätzen nach Abzug der 15% Vorabquote für Zweitstudium, Bundeswehr, Härtefälle, Ausländer. Vollstudienplätze 334 – 15% (= 284), davon 60% (= 170) zu vergebende AdH-Plätze.

#### **Testteilnehmer**

geladene Teilnehmer: 347; Abiturdurchschnitt: 1,28; aus Thüringen: 91, Sachsen: 69, Sachsen-Anhalt: 63; 78% weiblich; Testteilnehmer: 260

#### **Der Test**

Der Test bestand aus 38 Fragen mit den Modulen „Textverständnis“, „quantitative und formale Probleme“, „Diagramme und Tabellen“, von welchen durchschnittlich 19 Fragen richtig beantwortet wurden. Es ist ein Fähigkeiten- und kein Wissenstest. Die Bearbeitungszeit betrug 100 Minuten. Die Auswertung erfolgte EDV-gestützt, nach fünf Stunden war die endgültige Rangliste erstellt. Beschafft werden konnte die Auswertungs-ausstattung „Logiexam“ durch Fördergelder des SMWK. Durchgeführt wurde der Test zeitgleich in zwei Hörsälen mit 24 Aufsichtspersonen. Vorbereitet wurden 400 farblich separierte Testhefte mit je 35 Seiten.

Die zitierte Literatur, Testbeispiele und weitere Informationen finden Sie verlinkt unter [www.medizin.uni-leipzig.de/lehre/auswahl](http://www.medizin.uni-leipzig.de/lehre/auswahl)

**Hintergrundbild:**  
Dietmar Fischer

# „Hammerhart“

Wie empfanden die Teilnehmer den Studierfähigkeitstest der Mediziner?  
Friederike Haupt fragte nach.



**Anne-Kathrin Peter, 19**

Bei mir persönlich ist der Test prima gelaufen, ich hab ein ganz gutes Gefühl. Zeitprobleme hatte ich schon – aber es war ja von vornherein klar,

dass man nicht alle Aufgaben in den anderthalb Stunden schaffen kann. Aufgeregt war ich gar nicht, eher entspannt. Den Testablauf fand ich übrigens optimal durchorganisiert.



**Philipp Gross, 20**

Ich bin zufrieden damit, wie's gelaufen ist. Lernen konnte man ja ohnehin nicht für den Test, ich hab mir nur die Beispielaufgaben angesehen, die im Internet standen.

Insofern war ich auf die Art der Fragen vorbereitet – die Menge, die zu bewältigen war, hatte ich mir zwar etwas anders erhofft, aber ich hab es gerade so geschafft, alles zu beantworten.



**Katharina Meier, 19**

Der Test war verständlich und nicht zu anspruchsvoll für Abiturienten, finde ich, Konzentration und Interesse an der Sache mal vorausgesetzt.

Es waren zwar extrem viele Aufgaben, aber uns wurde ja gesagt, dass es normal ist, wenn man nicht alle schafft. Ich denke aber, dass so ein Test grundsätzlich das falsche Verfahren ist, um Leute für ein Medizinstudium auszusuchen. Man sollte besser in einem Auswahlgespräch die Motivation hinterfragen.

**Der Stand der Dinge bei Redaktionsschluss: Luise Meilke und Josefine Kruscha studieren Medizin in Leipzig.**



**Luise Meilke, 19**

Mir haben die einzelnen Testteile sehr unterschiedlich gefallen. Den mathematischen Teil mochte ich nicht, mit der ganzen Kopfrechnerei – wozu brauche ich

das später im Studium? Ich habe bei manchen Fragen lange überlegt, bei manchen aus Zeitnot auch sehr schnell etwas angekreuzt. Auch die Fremdwörter im Text-Teil haben mich sehr aufgehalten. Ich war vor dem Test ziemlich aufgeregt, weil ich aus Leipzig komme und auch sehr gern hier Medizin studieren möchte. Jetzt bin ich aber auch froh, den Test hinter mich gebracht zu haben.



**Claudia Göbel, 20**

Ich wollte immer schon Medizin studieren. Daher hat mich das Auswahlverfahren auch nicht davon abgehalten, mich hier zu bewerben, obwohl ich aus Thüringen

bin. Ich finde allerdings, dass es an allen Unis dasselbe Aufnahmeverfahren für Medizin geben sollte. Bei der Prüfung heute fand ich die Fragen zu den Diagrammen am einfachsten; am schwierigsten waren für mich die Aufgaben zum Textverständnis.



**Josefine Kruscha, 19**

Der Test war total schwer, aber das war mir vorher schon klar. Vorbereitet habe ich mich nicht – wie auch? Ob es bei mir gereicht hat, kann ich

nicht beurteilen. Ich hoffe aber sehr, dass es mit meinem Medizinstudium in Leipzig klappt. Jetzt heißt es einfach erst mal abwarten – und es ist schon eine Erleichterung, dass die Prüfung nun vorbei ist.



**Jana Arlt, 19**

Schwer einzuschätzen, ob ich das gut hingekriegt habe. Es ist nicht super gelaufen, hätte aber auch schlimmer sein können – ein bisschen aufgeregt war ich vorher

auch. Den Mathematik-Teil fand ich blöd, die Textverstehenssachen aber okay; die Diagramm-Interpretation ging auch ganz gut. Auf mein Ergebnis bin ich schon gespannt.



**Victoria Linse, 18**

Die Testaufgaben waren in etwa so, wie ich sie mir vorgestellt hatte vorher. Die Zeit war allerdings wirklich sehr knapp, besonders im Textverstehens-Teil hat das

Lesen und Zusammenhänge herstellen so lange gedauert, dass ich nicht alle Fragen beantworten konnte. Ich komme aus der Nähe von Bautzen und würde schon gern in Leipzig studieren – wenn es hier nicht klappt, hoffe ich, dass ich in Dresden angenommen werde.



**Ulrike Drechsel, 21**

Mein Abi liegt schon drei Jahre zurück, ich habe eine Krankenschwester-ausbildung gemacht, um zu sehen, ob die Arbeit im Krankenhaus etwas für mich ist.

Den Mathematik-Teil des Tests heute fand ich hammerhart – ich bin ja auch schon länger aus dem Matheunterricht raus. Es waren sehr viele, teilweise sehr spezielle Fragen. Sollte es mit dem Medizinstudium nichts werden, möchte ich Gesundheits- und Pflegewissenschaft studieren.

**Fotos: Dietmar Fischer**

# Der potenziell perfekte Student

## Kann man Begabung prüfen?

Von Volker Schulte



Karikatur: Oliver Weiss

Da, wo der landläufige, von Wissenschaftlern selbstredend als problematisch angesehene Begriff der Begabung, des Talents eine Rolle spielt, also etwa in der Kunstpädagogik, im Sport oder beim Creative Writing (Literaturinstitut), da wurde immer schon ein spezifischer universitätsinterner Auswahltest, meist Eignungsfeststellungsprüfung genannt, vor die Einschreibung der Studierenden geschaltet.

„Die Psychologie“, so der neuberufene Professor für Persönlichkeitspsychologie und Psychologische Diagnostik Boris Egloff (s. a. S. 31), „meidet eher den Begriff der Begabung“. Er halte einer näheren psychologischen Analyse nicht stand. Mit der starken angeborenen Komponente sei er überdies politisch-ideologisch belastet. Er spreche lieber von spezifischen geistigen Fähigkeiten, Fertigkeiten, Kompetenzen, die – um eine Faustregel zu benennen – zur Hälfte von den Eltern mitgegeben und zur Hälfte selbst erworben seien. Diese speziellen Fähigkeiten könn-

ten und sollten in bestimmten Fällen auch fachspezifisch vor Studienbeginn überprüft werden. Und so geschieht es ja auch.

### Klare Verhältnisse im Sport

Die Feststellung der sportpraktischen Eignung ist vergleichsweise leicht. Hier kann man mit Stoppuhr und Bandmaß etwas objektiv bestimmen. Wer bei den männlichen Bewerbern in der Leichtathletik mehr als 13,4 s über 100 m läuft oder die Kugel weniger als 7,60 m weit stößt, hat schlechte Karten. Ähnlich konkrete Vorgaben gibt es im Schwimmen, im Gerätturnen (z. B. Rückschwung in den Oberarmstand am Barren), im Fußball (Flanke des ruhenden Balles in ein Zielquadrat usw.), bei anderen Mannschaftsspielen, Rückschlagspielen (Tennis etc.). Insgesamt sind 17 Teildisziplinen zu absolvieren.

Erfahrungen aus dem Prüfungsamt besagen: Durch Üben kann man sich vieles aneignen. Das zeigen die Wiederholungstests

ein, zwei und bei einzelnen Hartnäckigen auch drei Jahre später. In diesem Jahr bestanden von 578 Teilnehmern auf Anhieb 262. 175 wurden zur Wiederholung zugelassen, von denen 105 bestanden. 50 schwenkten auf das etwas leichter zu bewältigende Magisterfeld um. Auch wenn die Anforderungen früher noch etwas höher waren, die Universität bewegt sich hier im oberen Drittel aller 68 Hochschulen mit Sportausbildung. Nach Einschätzung von Dr. Schicke und Frau Winter-Nedeltschewa hat sich die in Leipzig an Sportarten orientierte sportpraktische Eignungsprüfung bewährt; die ganz geringe Durchfallquote später beim Abschluss der sportpraktischen Fächer spreche dafür. So sollte man sich, meinen die beiden, überlegen, ob man nicht auch in Fächern wie Biologie oder Chemie Überprüfungen vornimmt, bereiten doch vielen eher die Biomechanik und die Sportmedizin die größeren Schwierigkeiten.

Fügen wir noch hinzu, dass man mit dem

Bestehen der Eignungsprüfung keineswegs schon einen Studienplatz sicher hat (3–4 Bewerber auf jeden Platz), sondern nur eine Grundvoraussetzung erfüllt hat, ehe die üblichen Kriterien wie Abiturnote und Wartezeit vor der Immatrikulation noch zum Zuge kommen.

## Erst die Mappe, dann der Eignungstest

Bei unserem Gesprächspartner im Institut für Kunstpädagogik, Prof. Dr. Frank Schulz, treffen wir auf einen ausgesprochenen Experten der Talententwicklung in der Kunsterziehung, hat er doch zu diesem Thema seine Habilarbeit geschrieben und gerade jetzt ein DFG-Projekt beantragt, bei dem es auch um die Entwicklung von Schlüsselkompetenzen wie Phantasie, Kreativität, Flexibilität im Denken geht, die über das Fach hinaus reichen. In unserem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie diese Potenzen bei den Studienbewerbern ermittelt werden können.

Bewährt habe sich als erste Stufe eines zweistufigen Verfahrens das Einreichen von Mappen mit bildnerischen Arbeiten, die von einer Institutsjury bewertet werden. Wer diese Hürde besteht, wird zu einem Eignungsgespräch und -test eingeladen, bei dem Farb-, Phantasie- und konstruktive Übungen und Naturstudien zu absolvieren sind. Das mündet in das summarische Resümee „Bestanden“ oder „Nicht bestanden“, was gelegentlich zu Nachfragen und Einsprüchen führt.

Der sich anschließende Schriftverkehr war bei dem enormen Zuwachs an Bewerbern (bis zu 300) kaum noch durchzustehen. Deshalb wird das Auswahlverfahren verfeinert, indem künftig (ab Wintersemester 2006/07) Punkte für die einzelnen Leistungen (Einsatz bildnerischer Mittel, Farbübungen usw.) vergeben werden. Das hat den Vorteil, dass sich durch diese differenzierte Bewertung die Bewerber selbst besser einschätzen können, und dem Institut ermöglicht es, entsprechend der erreichten Punktzahl eine Reihenfolge aufzustellen und danach die begehrten Studienplätze zu vergeben.

Frank Schulz weiß, dass kein Auswahlverfahren absolute Gewissheit vermitteln kann, aber eine weitgehende Annäherung schon. Der Riesenaufwand, nun schon traditionell in der Woche nach Pfingsten von allen Lehrkräften zu leisten, wird aufgewogen durch den Vorzug, alle künftigen

Studierenden bereits vor Studienbeginn sehr gut kennen lernen zu können.

An einem anderen Ort künstlerischer Produktivität, dem Deutschen Literaturinstitut Leipzig, gibt uns Prof. Dr. Hans-Ulrich Treichel Auskunft. Vorweg: Er hat keine Scheu, den Begriff der Begabung, hier der literarischen Begabung, ins Spiel zu bringen: „Nach einem Wort von Ernest Hemingway braucht man zweierlei, um Schriftsteller zu werden: Talent und eine unglückliche Kindheit. Letztere ist niemandem zu wünschen, doch ist es wohl unzweifelhaft, dass jede produktive Tätigkeit, sei sie nun künstlerisch oder wissenschaftlich, immer auch dazu dient, den Einzelnen in seelisch-psychischer Balance zu halten. Und unzweifelhaft ist gewiss auch, dass die eigene Lebensgeschichte, dass Herkunft und Kindheit eine wichtige ‚Ressource‘ für jeden Schriftsteller bilden. Doch kann diese Ressource künstlerisch nur genutzt werden, wenn die entsprechenden inneren Möglichkeiten dazu vorhanden sind – also das, was wir literarische Begabung nennen.“

Auch die Bewerber um einen Studienplatz am Deutschen Literaturinstitut seien gehalten, ihre literarische Begabung nachzuweisen, um zum Studium zugelassen zu werden. Sie tun dies, indem sie eigene literarische Texte vorlegen. „Wie aber“, fragt Hans-Ulrich Treichel, „lässt sich literarische Begabung erkennen? Schließlich ist ein literarischer Text keine Rechenaufgabe, die man entweder richtig oder falsch löst, und literarische Begabung ist keine Konstante, sondern eine – zumindest in gewissen Grenzen – dynamische Größe.“

Gleichwohl bedürfe es angesichts der Vielzahl von Bewerbern einer Auswahl, und diese fordere nicht nur den literarischen und analytischen Sachverstand der Lehrenden, sondern auch ihr literarisch-ästhetisches Einfühlungsvermögen, ihre ästhetische Empathie. „Denn es ist, um es abstrakt zu sagen, die ‚Literarizität‘ eines Textes, die die literarische Begabung des Autors kenntlich macht. Und damit sind all die Fähigkeiten und Eigenschaften gemeint, die einen Text erst Literatur sein lassen: Musikalität, Rhythmus- und Proportionsgefühl, Stilkohärenz, Spannung – auch im Sinne von ‚Sprachspannung‘ –, die Ökonomie der erzählerischen Mittel (es darf auch eine Ökonomie der Verschwendung sein), die Fähigkeit, nach dem richtigen Stoff zu greifen, das angemessene Verhältnis von Sprache und Stoff – und vieles andere mehr.“

## Am Horizont: der aStft

Zurück zur Psychologie, zurück zur allgemeinen Frage der Auswahl von Studierenden durch die Hochschulen. Prof. Egloff verweist auf Überlegungen von Psychologen, die Auswahl von Studierenden nach einer Kombination von einem allgemeinen Studierfähigkeitstest (aStft\*) – logisches Denken, Textverständnis und -produktion, mathematische Fähigkeiten etc. – und der Prüfung studiengangspezifischer Module. Dabei müsse man bedenken, dass zu Studienbeginn ja nicht schon fertige Fachleute zu ermitteln sind, sondern Aufnahmetentiale.

Aber wer soll die Kompetenzen für eine allgemeine Studierfähigkeit, also Intelligenz und Wissen, definieren, den schriftlichen Test (jedes Jahr neu) entwickeln? Wenn man an ein eigens dafür zu schaffendes Institut denkt, wer soll es bezahlen? Bis diese Fragen geklärt sind, so Prof. Egloff, verspricht im Allgemeinen die Berücksichtigung der Abiturdurchschnittsnote und eine entsprechend dem Studienfach gewichtete Einzelnote noch den besten Erfolg. „Schulnoten weisen die höchste prognostische Validität für den Studienerfolg auf, sie sind zudem objektiv feststellbar, nicht verfälschbar (im Sinne eines Simulierens des erwünschten Verhaltens in der Bewerbungssituation) und juristisch unangreifbar“, heißt es in einer Stellungnahme der Deutschen Gesellschaft für Psychologie aus dem Vorjahr.

Natürlich ist auch Anderes denkbar, wie zum Beispiel in Amerika, wo an den Anfang eine Art Studium generale gesetzt und erst später die Entscheidung für ein Hauptfach verlangt wird, oder wie zum Beispiel in Frankreich, wo nach dem Abitur zunächst alle Interessenten für ein Studienfach aufgenommen werden und erst nach einem Jahr durch hartes Prüfen die Frage beantwortet wird, ob das Fach auch zum Studierenden oder der Studierende zum Fach passt.

Sicher scheint, über die demokratischste, gerechteste, effektivste, den größten Studienerfolg sichernde und die geringste Abbrecherquote produzierende Studierendenauswahl wird noch manches Wort gesprochen, noch manches Modell entworfen werden.

\* Abkürzungsvorschlag des Verfassers

## „Erst aufgeregt, dann erleichtert“

Motje Wolf, 23 Jahre, Musikwissenschaft

Als ich mich für das Wintersemester 2001 an der Uni Leipzig bewarb, war die MuWi-Eignungsprüfung gerade eingeführt worden. Ich hatte mir die Post extra wegen der Uni-Bewerbung in den Urlaub nachschicken lassen – als dann statt der direkten Zulassung der Hinweis auf die Prüfung kam, war ich erst mal total aufgeregt. Als ich dann aber in Leipzig das Aufgabenblatt sah, fühlte ich mich ziemlich erleichtert – mit den Fragen kam ich gut zurecht. Die Klausur bestand aus drei Teilen: Musiktheorie, also zum Beispiel Kadenz bestimmen, dann ein Multiple-Choice-Teil zur Musikgeschichte und schließlich ein freier Teil – uns wurde ein Musikstück vorgespielt, zu dem wir alles aufschreiben sollten, was uns dazu einfiel, zum Beispiel Formen, die wir heraus hören. Nach dem schriftlichen Teil gab's noch ein kurzes Gespräch mit einem Dozenten, in dem ich zu meinen Erwartungen an das Musikwissenschaftsstudium befragt wurde. Viele Bewerber denken, dass MuWi hauptsächlich mit Musikmachen zu tun hat. Ich spiele zwar Geige und Klavier, aber das Studium ist im Grunde komplett theoretisch.

Später habe ich als Hiwi und mit dem Fachschaftsrat auch selbst die Eignungsfeststellung mitorganisiert – und die Bewerber beruhigt: Bei unserer Eignungsprüfung fallen nur sehr wenige durch.



## „17 Disziplinen an einem Tag“

Kristin Mälzer, 24, Sport (Lehramt)

Ich fang jetzt mein Sportwissenschaftsstudium an. Bis September 2004 hab ich Medien- und Kommunikationswirtschaft studiert und danach ein Freiwilliges Ökologisches Jahr gemacht. Jetzt möchte ich quasi mein Hobby zum Beruf machen – ich hab immer schon Sport getrieben, auch einen Zirkusworkshop und eine Akrobatikstunde für Kinder geleitet.

Die Eignungsprüfung war ziemlich hart: Wir wurden in insgesamt 17 Teildisziplinen aus den Bereichen Geräteturnen, Leichtathletik, Schwimmen, Mannschaftsspiel und Rückschlagspiel geprüft – an einem Tag! Wer mehr als zwei nicht bestand, ist durchgefallen. Ich hatte zwar schon drei Monate vorher mit dem Training dafür angefangen, aber drei Wochen vor der Prüfung kriegte ich eine Bronchitis und konnte vierzehn Tage lang keinen Sport machen. Zum Glück hab ich dann doch alles geschafft – sogar den 3 000-Meter-Lauf, der als letzte Prüfung anstand. Nur Volleyball war knapp. Aber der Zusammenhalt unter uns Prüflingen war sehr groß und wir haben uns gegenseitig unterstützt. Wer die Eignungsprüfungen besteht, ist übrigens noch nicht automatisch angenommen – auch die Abnote muss gut genug sein. Damit hat es bei mir aber auch geklappt, und jetzt freu ich mich schon auf mein Studium.



Auch diese drei jungen Menschen mussten durch eine Eignungsprüfung und berichten im *Uni-Journal*, wie's war.

## „Brennt er?“

Simon Roloff, 25,  
Deutsches Literaturinstitut Leipzig

Ich bin jetzt seit zwei Semestern am DLL. Geschrieben hab ich immer schon, vor allem Kurzgeschichten. Irgendwann habe ich diese 30 Seiten Text, die man als Bewerbung einreichen muss, nach Leipzig geschickt. Studenten und Dozenten sichten die jedes Jahr über 500 Einsendungen, und dann lädt das DLL etwa 40 Kandidaten zum Gespräch ein, von denen am Ende nur 15 bis 20 aufgenommen werden. Aufgeregt war ich schon, aber gleichzeitig auch ruhig – es ist ja kein Vorstellungsgespräch, für das man lernen kann. Da sprechen drei Dozenten und ein DLL-Student mit dem Kandidaten über ihn selbst und seine Texte, um zu sehen, wie er damit umgeht. Es soll rausgefunden werden, ob er eine existentielle Beziehung hat zu dem, was er tut; ob er brennt.

Und das Schwierigste ist, herauszufinden, ob er eine literarische Begabung hat. Man kann sich aber vorbereiten, indem man in sich geht. Auf der Fahrt von Berlin, wo ich damals lebte, nach Leipzig hab ich versucht, für mich zu klären, warum ich schreibe. Nach dem Gespräch war ich unsicher, aber auch erleichtert, weil ich mich so dargestellt hatte, wie ich bin. Berufsschriftsteller zu werden ist natürlich ein großer Traum von mir, aber ich werde neben dem Schreiben noch andere Sachen machen wollen. Und müssen: Die wenigsten von uns können von ihren Büchern leben.

umgeht. Es soll rausgefunden werden, ob er eine existentielle Beziehung hat zu dem, was er tut; ob er brennt.

Und das Schwierigste ist, herauszufinden, ob er eine literarische Begabung hat. Man kann sich aber vorbereiten, indem man in sich geht. Auf der Fahrt von Berlin, wo ich damals lebte, nach Leipzig hab ich versucht, für mich zu klären, warum ich schreibe. Nach dem Gespräch war ich unsicher, aber auch erleichtert, weil ich mich so dargestellt hatte, wie ich bin. Berufsschriftsteller zu werden ist natürlich ein großer Traum von mir, aber ich werde neben dem Schreiben noch andere Sachen machen wollen. Und müssen: Die wenigsten von uns können von ihren Büchern leben.

*Aufzeichnungen und Fotos:  
Friederike Haupt*

# Ein Baustein der Hierarchisierung

## Hochschulinterne

## Auswahlverfahren sind sozial selektiv und begünstigen den Abbau von Studienplätzen

Ein Gastbeitrag von Prof. Dr. Michael Hartmann

Für das Wintersemester 2005/06 konnten die deutschen Universitäten erstmals auch in den bisherigen NC-Fächern 60 Prozent der Studierenden selbst auswählen. Die freie Auswahl der Studierenden ist ein Ziel, das zahlreiche Hochschulen außerhalb der durch die Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen (ZVS) verteilten NC-Plätze schon seit längerem auf ihre Fahnen geschrieben haben. Institute und Fachbereiche führen nach und nach spezielle Aufnahmebedingungen ein. Am intensivsten diskutiert werden dabei individuelle Aufnahmegespräche, weil sie nach allgemeiner Ansicht der Persönlichkeit und den Fähigkeiten des einzelnen Bewerbers am besten gerecht werden. Man will auf diesem Wege, so der Tenor der Befürworter, so genannte Fehlsteuerungen vermeiden, d. h. vor allem die hohen Abbrecherquoten reduzieren. Es solle nur der ein Studium beginnen können, der seine Leistungsfähigkeit und Motivation zuvor unter Beweis gestellt habe. Warum sollen 550 Abiturienten an der Uni München mit dem Anglistikstudium beginnen, wenn 200 es schon innerhalb des ersten Jahres wieder beenden?

Diese Logik beinhaltet zwei Fehler. Sie ignoriert die hohe soziale Selektivität solcher Auswahlverfahren und die Tatsache, dass die Einführung von Auswahlverfahren zumeist mit einer deutlichen Reduzierung der Studienplätze einhergeht. So haben in München im letzten Jahr nur ca. 230 Bewerber den Aufnahmetest für Anglistik bestanden. Es sind nicht nur die 200 vermutlichen Abbrecher „rausgesiebt“ worden, sondern noch weitere 120 Bewerber.

So sieht es in überlaufenen Fächern fast überall aus. Ein großer Teil der früheren Studienplätze bleibt auf der Strecke. Die Gelegenheit wird genutzt, um mit der Überlastung vor Ort Schluss zu machen. So wird die Abbrecherquote zwar gesenkt, aber nur um den Preis einer insgesamt geringeren Absolventenzahl. Selbst wenn bei den Anglisten in München statt wie bisher 40 Prozent in Zukunft niemand mehr vorzeitig aufhören sollte, gibt es dennoch 100 Absolventen weniger.

### Kriterien können kontinuierlich verschärft werden

Eine spürbare Reduzierung der Studienplätze wird dabei vor allem jenen Universitäten gelingen, die sich aufgrund ihres traditionell guten Rufes und/oder ihres städtischen Umfelds eines überdurchschnittlich hohen Zuspruchs erfreuen können. Wenn die Abiturienten ihre Studienplätze durch Eignungsprüfungen auf Hochschulebene erwerben müssen, können diese besser ausgestatteten und angesehenen Universitäten die Kriterien für die Aufnahme kontinuierlich verschärfen.

Sollte es zudem noch gelingen, die Kapazitätsverordnung abzuschaffen, wäre es ihnen sogar möglich, exklusive Elitestudiengänge mit einer ganz kleinen Zahl von Studierenden einzurichten, ohne die bisherigen Beschränkungen durch die Vorgaben der Kapazitätsverordnung beachten zu müssen. Dieser Gedanke schwebt vielen Hochschulleitungen vor allem an jenen Universitäten vor, die sich als die Gewinner der Umstrukturierung fühlen. Das gilt in besonderem Maße für die aussichtsreichen Kandidaten im Elitewettbewerb.

Wenn der Rektor der Universität Heidelberg Anfang Mai 2004 in der „New York Times International“ darüber klagt, dass seine Hochschule aktuell 26 000 Studierende beherbergen müsse, während es in den guten alten Zeiten, als Heidelberg noch in der Weltspitze vertreten war, weniger als 10 000 gewesen seien und dabei die Abkehr vom Gleichheitsideal zugunsten des Eliteprinzips sowie indirekt eine drastische Reduzierung der Studierendenzahl fordert, dann wird deutlich, wohin der Weg gehen soll. Es soll wieder einzelne Eliteuniversitäten geben, die sich den Problemen der unterfinanzierten Massenhochschulen durch eine deutliche Verringerung und zugleich Selektion der zugelassenen Bewerber



#### Der Autor

Michael Hartmann ist Professor für Soziologie an der TU Darmstadt und Autor des Buches „Elitesoziologie. Eine Einführung“, Campus-Verlag, Frankfurt a. M. 2004.

ber entziehen können. „Elite und Masse passen nicht zusammen“, so formulierte es in dankenswerter Klarheit der Prorektor von Heidelberg, als er in einem Interview die freie Auswahl der Studierenden durch die Hochschulen zu begründen suchte.

Die geplanten Auswahlverfahren begünstigen durch ihre Kriterien, wie die Bewerbungsprozeduren an den renommierten Universitäten der anderen großen Industriestaaten von der ENA über Oxford und Cambridge bis hin zu Harvard, Yale und Princeton klar zeigen, eindeutig die Bewerber aus bürgerlichen Kreisen. Die Kandidaten, die aus diesem Milieu stammen und den für die Auswahl zuständigen Personen dementsprechend in ihrem Habitus ähneln – ungefähr jede zweite Professur wird vom Nachwuchs des Bürgertums besetzt –, werden folglich auch in Deutschland wesentlich bessere Aussichten haben, an den begehrten Hochschulen aufgenommen zu werden.

## Affinität zwischen den Kandidaten und den Bildungsinstitutionen

Manchmal wird der soziale Selektionsgehalt solcher Auswahlgespräche sogar bei oberflächlicher Betrachtung unübersehbar. So stellt das Institut für Politikwissenschaften an der TU Darmstadt Abiturienten als ein wichtiges Bewertungskriterium die Frage: „Welche ausländischen Tageszeitungen lesen Sie?“ Dabei sind nicht, wie bei den Kindern von Immigranten, die Zeitungen des jeweiligen Heimatlandes gemeint, sondern international angesehene Publikationen wie die „New York Times“, die „International Herald Tribune“, die „Times“ oder der „Figaro“. Was hier offenkundig ist, bleibt allerdings zumeist auf den ersten Blick verschlossen und wird erst bei genauerem Hinsehen erkennbar. Auswahlgespräche selektieren eben nicht nur nach Leistung, sondern auch nach Herkunft, und das nicht nur auf dem Wege der sozialen Bedingtheit schulischer Leistungen, sondern auch ganz unmittelbar durch die von Bourdieu so detailliert geschilderte Affinität zwischen den Kandidaten und den von ihnen ausgewählten Bildungsinstitutionen.

Die hochschulinternen Auswahlverfahren bilden einen wesentlichen Baustein der Hierarchisierung der deutschen Hochschullandschaft, die in einigen Jahren sozial sehr viel selektiver sein wird als bisher.

Zwar rekrutieren sich auch heute schon fast zwei Drittel der Studierenden an den deutschen Universitäten aus dem oberen knappen Drittel der Gesellschaft und 40 Prozent sogar aus dem oberen Siebtel, die soziale Selektivität ist dennoch deutlich niedriger als in dem immer wieder als Vorbild angepriesenen US-amerikanischen Hochschulsystem mit seinen rigiden Auswahlprozeduren. An den ca. 150 US-Universitäten, die mit den hiesigen in etwa vergleichbar sind, stammen immerhin schon drei Viertel der Studierenden aus dem oberen Viertel der Gesellschaft. An den 25 renommiertesten Elitehochschulen stellen die oberen 10 bis 20 Prozent aber sogar 80 Prozent der

den anderen Hochschulen vorlieb nehmen muss, die aufgrund fehlender finanzieller wie personeller Ressourcen immer schlechtere Bedingungen bieten werden. Wenn die „Süddeutsche Zeitung“ am 12. April dieses Jahres die neuen Auswahlmöglichkeiten der Universitäten in einem längeren Artikel explizit begrüßt, dann übergeht die Verfasserin den Zusammenhang zwischen der sozialen Herkunft eines Bewerbers und seinen Chancen in einem solchen Auswahlverfahren vollkommen. Die Aussage, an „die begehrten Unis werden dann nur noch die Besten gehen können“, verschleiert gleich in doppelter Hinsicht die sozialen Konsequenzen. Zum ei-



*Ich lege Wert auf die Feststellung, daß derjenige unter Ihnen, der es in die Endausscheidung geschafft hat, nicht aufgrund körperlicher Vorzüge ausgewählt wurde.*

**Karikatur: Oliver Weiss**

Studierenden, allein die obersten zwei Prozent mit einem Fünftel fast doppelt so viele wie die gesamte untere Hälfte der Bevölkerung.

In Zukunft wird sich die Situation auch in Deutschland in diese Richtung verändern. Es wird dann Universitäten mehrerer Kategorien geben. Die der ersten und zweiten Kategorie werden einen weit überproportionalen Teil der privaten und staatlichen Gelder erhalten und sich bei den Wissenschaftlern wie den Studierenden „die Rosinen rauspicken“ können. Gleichzeitig werden sie in weit stärkerem Maße als heute für den Nachwuchs des Bürgertums reserviert sein, während die Masse der Studierenden aus der breiten Bevölkerung mit

nen ignoriert sie die je nach Elternhaus sehr unterschiedlichen Möglichkeiten, sich Bildung anzueignen, d.h. Leistung zu zeigen, zum anderen, und das ist noch wichtiger, verschweigt sie, dass nicht allein die Leistung, sondern eben auch die mit der sozialen Herkunft verbundenen Persönlichkeitsmerkmale die Auswahlgespräche entscheidend bestimmen. Die Schlussfolgerung, dass der Grundgesetzartikel 12, der die freie Wahl der Ausbildungsstätte gewährleisten soll, durch die neuen Auswahlverfahren nicht gefährdet sei, „so lange Leistung, Interesse und Motivation entscheiden“, was ja der Fall sei, geht deshalb in einem zentralen Punkt an der Realität vorbei.

# „Angespannte Atmosphäre“

## Die Journalistik-Eignungsprüfung von zwei Seiten aus betrachtet

Vor zweieinhalb Jahren trat Heiner Hoffmann selbst als aufgeregter Bewerber zur Journalistik-Eignungsprüfung an der Universität Leipzig an. Inzwischen kennt er beide Seiten – der 21-jährige Journalistik- und Kulturwissenschaftsstudent hat die letzten zwei Aufnahmetests vor der Umstellung auf den MA-Studiengang mitorganisiert. Im Interview mit dem *Uni-Journal* berichtet er über seine Erfahrungen.



Heiner Hoffmann mit einer Fachzeitschrift an der Moritzbastei.

Foto:  
Friederike Haupt

### Eine Eignungsprüfung für Journalisten – ging es da ums Artikelschreiben, wie man vermuten könnte?

Nein, zunächst musste jeder Bewerber vier Tests schreiben: den Allgemeinwissenstest, den Fremdsprachentest, den Redigiertest und den Textverstehenstest. Die Tests wurden von unterschiedlichen Dozenten konzipiert und haben insgesamt etwa drei Stunden gedauert. Nach dem Klausurverfahren wurden die 120 besten der etwa 300 Prüflinge ermittelt, und die mussten dann in ein halbstündiges Eignungsgespräch. Pro Jahrgang wurden nur um die 70 Bewerber angenommen. Und in die Gesamtbewertung gingen neben den Tests und dem Gespräch auch die zwei mit der Bewerbung eingereichten Arbeitsproben ein, die von unabhängigen Journalisten bewertet wurden.

### Wie lief so ein Eignungsgespräch ab?

In der Gesprächskommission saßen ein Hochschullehrer, zwei Dozenten und ein studentischer Beisitzer, und es wurden immer drei Bewerber zusammen befragt, so dass sie diskutieren und sich beim Sprechen abwechseln konnten. Themen waren dann die Berufsmotivation und das Berufsbild, das man hat. Es ging weniger um Wissen als vielmehr darum, zu erfahren, ob der Bewerber wirklich unbedingt in den Journalismus will.

### Gemeinsam mit Dr. Sebastian Köhler haben Sie die Eignungsprüfungen – zuletzt die im Juni dieses Jahres – organisiert. Was waren Ihre Aufgaben?

Meine Arbeit war ein Ganzjahresjob. Einen Prüfungstermin festlegen, einen Hörsaal reservieren, die Pressemitteilung schreiben und verschicken ... Kurz darauf kamen schon die ersten Bewerbungen rein, die musste ich auf Vollständigkeit prüfen; dabei gab es viel Kleinarbeit. März, April, Mai – das war die ganz heiße Zeit. Ich war als studentischer Beisitzer auch bei einem Eignungsgespräch dabei. Und einmal pro Woche hatte ich Sprechstunde.

### Wie war die Atmosphäre bei den Eignungsprüfungen?

Schon angespannt. Der Fachschaftsrat war dankenswerter Weise vor Ort, hat enttäuschte Leute getröstet, Kekse und Taschentücher angeboten. Manche kamen nach den Tests weinend aus dem Hörsaal. Es gab aber auch Jubelschreie unten an der Tafel, an der wir am Abend des Klausurtages die Testergebnisse ausgehängt haben.

### Kannst du dich noch an deine eigene Eignungsprüfung erinnern?

Klar. Am Prüfungstag war ich ziemlich aufgereggt, aber nach dem ersten Test ist die Anspannung eigentlich abgefallen. Am schwierigsten waren die Stunden zwischen

den Klausuren und der Verkündung der Ergebnisse. Meine mündliche Prüfung war dann sehr locker. Als nach etwa vier Wochen der Brief mit der Zusage kam, war ich gerade bei meiner Freundin, und mein Vater hat ne SMS geschrieben: „Hat geklappt mit Leipzig!“ – das war ein sehr glücklicher Moment.

### Hattest du dich auf die Tests vorbereitet?

Ja, ich hatte mir Minister- und Bundespräsidenten angeschaut, also wirklich diese Standardsachen. Und dann hab ich englische Artikel übersetzt. Täglich Zeitung lesen war auch ganz wichtig. Es bringt bei so einer Prüfung auf jeden Fall nichts, ein Lexikon zur Hand zu nehmen und im „Wer wird Millionär?“-Stil durchzuschauen.

### Was denkst du im Rückblick über deine Arbeit?

Einen besseren Hiwi-Job kann ich mir nicht vorstellen, denn er war einerseits gut in die Abteilung eingebunden, andererseits konnte man sehr eigenverantwortlich handeln. Außerdem habe ich Erfahrungen gesammelt und Kontakte geknüpft, auch am Institut mal hinter die Fassaden geschaut – das war sehr spannend.

Interview: Friederike Haupt

## Zoologische Sammlung wiedereröffnet

Alle Organismengruppen von den Schwämmen bis zu den Wirbeltieren findet man in der im Sommer offiziell wiedereröffneten Zoologischen Sammlung am Institut für Biologie II. Die Präparate stammen aus allen Regionen der Erde. An der Klassifizierungs- und Wiederaufstellungsaktion waren viele Studierende beteiligt. Auf dem Foto zu sehen ist eine Faultier-Dermoplastik des berühmten Präparators Hermanus Hendricus ter Meer, die durch ihre proportionsgerechte Darstellung lebensecht wirkt.



Foto: Uwe Pulwitt

## Griechenland stiftet Philologie-Professur

Dank großzügiger, unbefristeter finanzieller Unterstützung von Seiten der griechischen Regierung kann am Institut für Klassische Philologie und Komparatistik eine Stiftungsprofessur Byzantinische und

Neugriechische Philologie eingerichtet werden. Damit wird eine bedeutende Tradition der griechischen Philologie an der Universität Leipzig fortgeführt. An der 1409 gegründeten, zweitältesten deutschen

Universität wird seit ihren Anfängen Klassische Philologie und (Alt-)Gräzistik gelehrt. Neugriechisch-Kurse gibt es „erst“ seit 1814, womit immerhin zum ersten Mal an einer deutschen Hohen Schule Neugriechisch-Unterricht institutionalisiert war. Das dürfte auch mit der Bedeutung Leipzigs als beliebtes Ziel griechischer Einwanderer bis ins 20. Jahrhundert hinein zu tun gehabt haben. Die Byzantinistik trat dann Ende des 19. Jahrhunderts hinzu: Lehrveranstaltungen im „Doppelfach“ Byzantinistik und Neogräzistik (Neugriechische Philologie) hat es seit 1898 gegeben, damit ist dieser Studiengang an der Alma mater Lipsiensis nur wenig jünger als der an der Universität München, seiner ältesten Pflegestätte in Deutschland.

Heute hat die Abteilung für Byzantinische und Neugriechische Philologie des Leipziger Instituts im Rahmen des ERASMUS-Programms Verbindungen zur Aristoteles-Universität Thessaloniki und zur Ionischen Universität in Kerkyra (Korfu). Es wird Wert darauf gelegt, dass Neugriechisch-Studierende ein Semester an einer dieser Universitäten belegen, wie andererseits im Gegenzug von dort Studierende nach Leipzig kommen.

r.

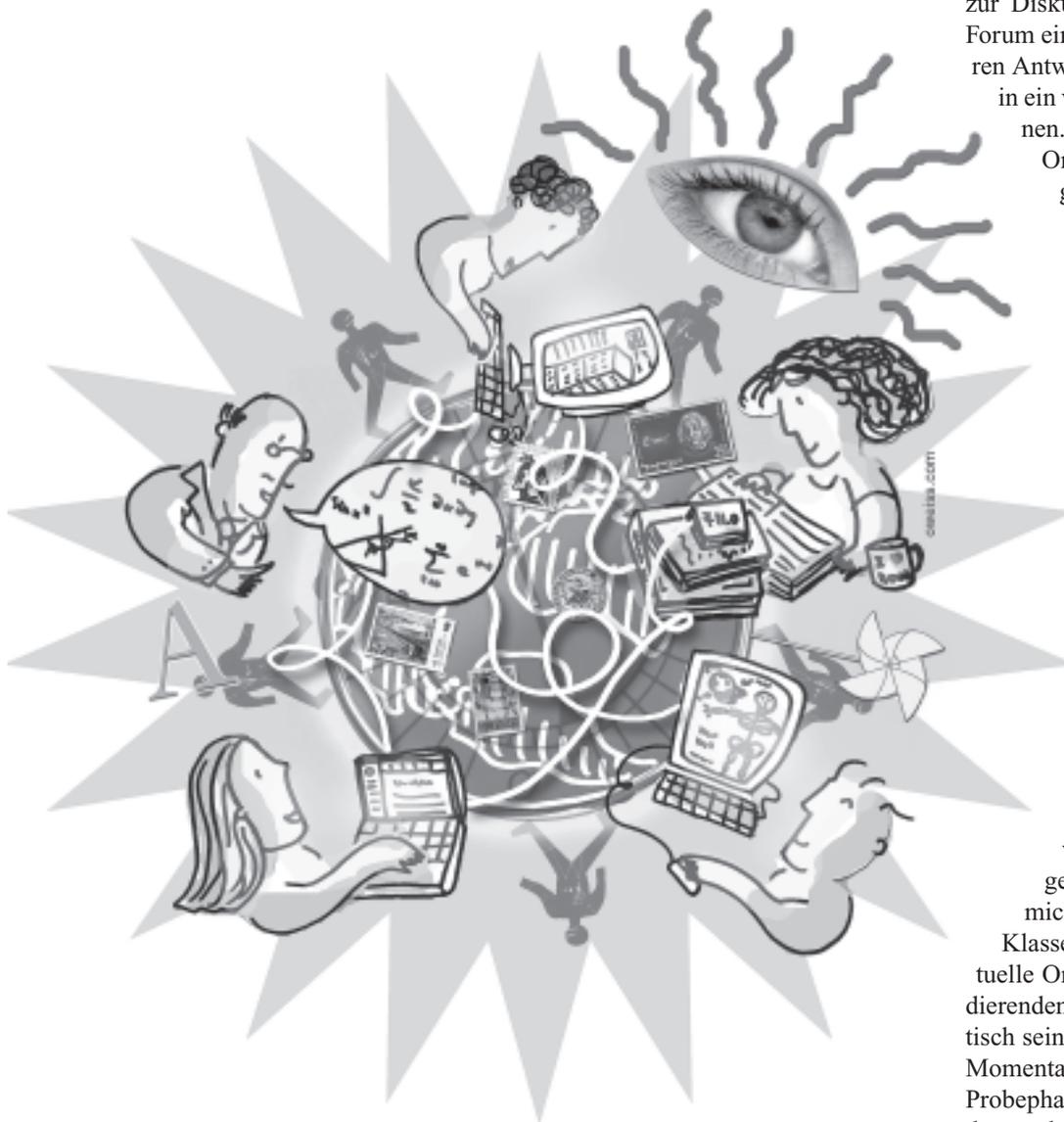


Der griechischen Botschafter Konstantinos Tritaris und Rektor Franz Häuser unterzeichneten den Kooperationsvertrag.  
Foto: Armin Kühne

# Das virtuelle Klassenzimmer

## Das Institut für Amerikanistik setzt auf eine Online-Ergänzung zur Präsenzlehre

Von Anna Neumaier



Zeichnung: Oliver Weiss

Das virtuelle Wundermittel der Leipziger Amerikanistik heißt „Lehrbox“. Ihre Wirkung ist schnell erklärt: „Sie macht die Abläufe geschmeidiger“, sagt Zoe Kusmierz, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Amerikanistik. Es handelt sich um ein E-Learning-Produkt, das die Semesterordner von Studierenden und Dozenten zusammenschumpfen lässt. Denn was früher kopiert und verteilt werden musste, ist heute online abrufbar.

„Ich bin niemand, der sich mit Computern gut auskennt“, erklärt Zoe Kusmierz: „Es muss also einfach funktionieren!“ Und das tut es offensichtlich, denn die Dozentin arbeitet inzwischen im zweiten Semester mit der „Lehrbox“. Mit diesem Werkzeug kann sie aber ihren Studierenden nicht nur Texte online zur Verfügung stellen, sondern auch zur Diskussion im veranstaltungseigenen Forum einladen oder Aufgaben stellen, deren Antworten ihre Kursteilnehmer direkt in ein vorgegebenes Feld eintippen können.

Organisatorisch funktioniert das ganze wie die meisten E-Learning-Programme: Jede Veranstaltung erhält ihren eigenen virtuellen Raum, der auch „abschlussbar“ ist – Zugang bekommen also nur die, die das zugehörige Seminar auch realiter besuchen, und vom Seminarleiter im virtuellen System „angemeldet“ worden sind. Doch dem, der den Schlüssel zum virtuellen Raum besitzt, eröffnen sich vielfältige Möglichkeiten – und nicht nur das: „Es verleitet auch zu Spielereien, aber im positiven Sinne. Man hat schnell noch ein Dokument mehr eingestellt, noch einen Link mehr zu weiterführenden Informationen gesetzt“, erzählt Kusmierz. „Für mich ist es nicht nur ein virtuelles Klassenzimmer, sondern auch eine virtuelle Ordnungsablage – und für die Studierenden kann es ein virtueller Schreibtisch sein.“

Momentan ist die „Lehrbox“ noch in der Probephase, später soll sie dem Institut dann als gemietete Dienstleistung zur Verfügung stehen. Sebastian Herrmann betreut das System als studentische Hilfskraft und ist gleichzeitig Mitbegründer der Entwicklerfirma: „Wir wollten damit die spe-

zielle Seminaratmosphäre noch intensiver machen.“ Momentan sind es 17 Kurse des Instituts für Amerikanistik und etwa 600 Studierende, die mit der „Lehrbox“ lernen. Eine von ihnen ist die Studentin Claudia Müller. Als Teilnehmerin verschiedener Seminare wird sie mit ganz unterschiedlicher Handhabung des Programms konfrontiert, und kann deshalb aus eigener Erfahrung berichten: „Der virtuelle Raum hilft vor allem auch, Gruppenarbeiten zu organisieren.“ Problematisch wird es dagegen, wenn Lehrende die Lehrbox nur so sporadisch nutzen, dass ihre Studierenden sich auch nicht an den regelmäßigen Umgang damit gewöhnen. Und, so Müller, „wenn zu lange Texte erst zu spät online gestellt werden.“ Aber auch da kommt wieder zum Tragen, wie häufig Studierende einen Blick in den virtuellen Teil ihres Seminars werfen. Am Internetzugang dürfte es eigentlich nicht liegen, versichert Claudia, denn der steht Studenten auch im Rechenzentrum der Universität und in der Bibliothek zur Verfügung.

Zoe Kusmierz als Lehrende kennt das Problem natürlich: „Aber ich sehe, ob sich meine Teilnehmer einloggen, und wenn das nicht geschieht, kann ich im Seminar mal nachfragen, ob es denn Probleme gibt.“ Eine ganz andere Strategie kann sie von Kollegen berichten – eine Kollegin etwa verführt ihre Kursteilnehmer mit der „Frage der Woche“ zum regelmäßigen Besuch im virtuellen Klassenzimmer.

## Wirtschaftswissenschaften Kooperation mit Lyon erweitert

Die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät und die Faculté de Sciences Economiques et de Gestion der Université Lumière Lyon 2 haben ihre Kooperation um ein zusätzliches Element erweitert. Ende Juni führten sie ein zweitägiges gemeinsames Doktorandenseminar durch. Die französische Forschergruppe wurde von Laurent Guihéry geleitet; das Seminar wurde von Uwe Vollmer und Christine Ös organisiert. Die Seminarsprache war Englisch. r.

## Wirtschaftsinformatiker kooperieren mit Software-Unternehmen



**Nach der Unterzeichnung des Kooperationsvertrags Anfang August: (v. l.) Lutz Förster, Veronika Diehn (beide FKK Datensysteme AG), der sächsische Wirtschaftsminister Thomas Jurk und Rektor Franz Häuser. Foto: Armin Kühne**

Das Institut für Wirtschaftsinformatik der Universität Leipzig und die Leipziger Firma FKK Datensysteme AG entwickeln gemeinsam ein Werkzeug, das die Software-Einführung bei kleinen und mittelständischen Unternehmen erleichtern soll. Den entsprechenden Kooperationsvertrag unterzeichneten die Partner am 3. August im Beisein von hochrangigen Vertretern aus Politik und Wirtschaft.

Die Kooperationspartner verfügen über umfangreiche theoretische und praktische Erfahrungen bei der Entwicklung von Softwaresystemen für betriebswirtschaftliche Anwendungen. In dem neuen Projekt, das bis März 2007 laufen wird, geht es speziell um so genannte Enterprise Resource Planning Software. Es handelt sich dabei um Software, die alle Bereiche eines Unternehmens abdeckt, von der Produktionsplanung über das Controlling bis zum Rechnungswesen.

Eine solche Software muss den jeweiligen Unternehmensprozessen angepasst werden – das kostet viel Geld und Zeit. Das Institut für Wirtschaftsinformatik und die FKK Datensysteme AG werden nun gemeinsam daran arbeiten, die Kosten zu minimieren. Ziel ist eine teilautomatisierte Software-

implementierung. Zur Finanzierung des Vorhabens werden beide Partner eine Zuwendung aus dem Förderprogramm „Telematikförderung“ der Sächsischen Aufbaubank beantragen.

Die Kooperationspartner „werden sich mit diesem Projekt als internationale Know-how-Führer etablieren“, sagte Lutz Förster, Vorstandsvorsitzender des Leipziger Unternehmens, bei der Vertragsunterzeichnung. Rektor Franz Häuser hob hervor, dass die Hochschule ihre Beziehungen zu regionalen Unternehmen verstärken wolle. In den vergangenen zwölf Monaten habe die Universität mehr als 500 Kooperationen mit Wirtschaftsunternehmen auf den Weg gebracht. Das Auftragsvolumen betrage insgesamt rund 7,7 Millionen Euro. „Aber nur 15 Prozent der Vereinbarungen haben wir mit regionalen Unternehmen geschlossen. Wir wollen daran arbeiten, dieses Defizit abzubauen.“

Der Innovations- und Technologietransfer sei grundsätzlich ein zentrales Anliegen der Universität Leipzig, so Professor Häuser. „Wir stellen uns den entsprechenden Anforderungen seit Jahren, aber natürlich ist dies auch nicht auf allen Wissensgebieten in gleichem Maße möglich.“ C. H.

# Begeisternde Studierende

## Pro-Leipzig-Projekt entstand in BWL-Seminar

Sie warben Sponsoren, verteilten Postkarten, kooperierten mit Medien, erstellten einen Internetauftritt und organisierten eine Ausstellung. Sie begeisterten viele Leipziger mit ihrer Idee. Und diese Idee hatte einen Namen: „Leipzig begeistert“. Christine Weichbrodt, Nadine Maslowski, Mirza Salihagic und Johannes Raschpichler heißen die vier BWL-Studierenden, die im April dieses Jahres zu einem Ideenwettbewerb aufriefen. Leipziger sollten Geschichten und Beweisstücke einsenden, die verdeutlichen, was Leipzig in ihren Augen besonders lebens- und liebenswert macht. 74 Bürger kamen dieser Bitte nach. Sie schickten Gedichte, Zitate und Kurzgeschichten, Fotos, Videos und Musikstücke, Tee, Spielzeug und Souvenirs. Leipziger Künstler stellten eigene Bilder zur Verfügung, „Prinz“ Sebastian Krumbiegel ein Lied, das Erich-Zeigner-Haus einen historischen Tisch aus den Räumlichkeiten des Nazi-Gegners und ersten Nachkriegsoberbürgermeisters.

Vom 27. Juli bis zum 4. September waren die Einsendungen in einer Ausstellung zu begutachten. Das Ausstellungskonzept stammte von vier Museologie-Studierenden der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur. Sie holten städtisches Flair in den Ausstellungsraum, das Café des Museums der bildenden Künste. Zum Beispiel mit einer Litfasssäule mit Gedichten, einer Parkecke zum Verweilen und einer Telefonzelle, in der man persönlichen Schilderungen von Bürgern lauschen konnte.

„Die Leute, die wir trafen, waren meistens Feuer und Flamme für unser Projekt“, berichtete Nadine Maslowski am Rande der Ausstellungseröffnung. „Für uns war es einfach klasse, zu sehen, wie die Idee funktioniert, und verschiedene Marketing-Instrumente ausprobieren zu können.“ Denn das Marketing war der Ausgangspunkt: Im Oktober 2004 forderte BWL-Professor Helge Löbler seine Studierenden in einem Seminar auf, Ideen für eine Leipzig-Werbung zu entwickeln. Die Projektgruppe „Leipzig begeistert“ setzte ihre Idee



schließlich in die Tat um. „Ich bin da nicht mehr als der Geburtshelfer“, sagte Löbler, der stolz auf die Aktivitäten seiner Studierenden ist. „In Bildungseinrichtungen darf nicht das Wissen im Vordergrund stehen, sondern das Können“, so der Professor. „Mich begeistert an Leipzig, wenn sich Studierende von mir emanzipieren.“

Die vier Studierenden, denen das offenbar gelungen ist, betrachten ihr Projekt noch nicht als abgeschlossen. So werden die „Leipzig begeistert“-T-Shirts, die sie bei ihren Promotion-Auftritten trugen, nun im Internet zum Kauf angeboten. Und eventuell wird es auch noch einen ganz speziellen Leipzig-Reiseführer geben.

Eine Note gibt es für die Arbeit übrigens nicht. Helge Löbler meinte dazu: „Jede Benotung dieses Projekts wäre peinlich für die Note.“

*Carsten Heckmann*

**Die „Leipzig begeistert“-Macher Mirza Salihagic, Christine Weichbrodt, Nadine Maslowski und Johannes Raschpichler.**  
Foto: Armin Kühne

**„Leipzig begeistert“ am Telefonhörer: Zwei Ausstellungsbesucher lauschen dem eingesandten Audiomaterial.**  
Foto: Carsten Heckmann



Weitere Informationen im Internet:  
[www.leipzig-begeistert.de](http://www.leipzig-begeistert.de)



Neu  
berufen:

## Boris Egloff

ist seit 1. 8. Professor für Persönlichkeitspsychologie und Psychologische Diagnostik. Der aus Jugenheim in Hessen stammende Wissenschaftler studierte in Mainz zwei Jahre Medizin, bevor er sich 1988 für Psychologie entschied. Nach seiner Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Assistent promovierte er 1997 zum Thema „Persönlichkeitsunterschiede in der Verarbeitung bedrohlicher Information“; 2002 folgte die Habilitation, die „Direkte und indirekte Verfahren zur Messung von Ängstlichkeit und Angstbewältigung“ behandelte. 1999 arbeitete Egloff als Post-Doc an der Stanford University und war 2002 bis 2005 als Dozent an der Uni Mainz tätig. Schwerpunktmäßig forscht der 39-Jährige zu den indirekten bzw. impliziten Messverfahren zur Erfassung von Persönlichkeitseigenschaften. Diese Verfahren, die zumeist auf Reaktionszeiten basieren, zielen darauf ab, Selbstauskünfte via Fragebogenverfahren ergänzen zu können. „Inhaltlich habe ich mich vor allem mit Themenbereichen wie Ängstlichkeit, Angstbewältigung und Emotionsregulation beschäftigt“, sagt der Professor, der an der Leipziger Universität auch die lange Tradition der Psychologie schätzt. „Der Lehrstuhl selbst hat einen sehr guten Ruf in Forschung und Lehre, den es zu bewahren und auszubauen gilt.“ Als seine wichtigsten Publikationen nennt Egloff „Predictive validity of an Implicit Association Test for assessing anxiety“ sowie „The social consequences of expressive suppression“. In Leipzig möchte er seine Forschungsschwerpunkte in den Bereichen „indirekte Verfahren“ und „Emotionsregulation“ ausbauen und neue Projekte aufbauen, unter anderem zu den Themen „Aufmerksamkeit und Emotion“ sowie „(Dys-) funktionale Aspekte hohen Selbstwerts.“ Seine Freizeit verbringt der verheiratete Psychologe, der einen kleinen Sohn hat, gern mit der Familie. Sein Interesse gilt außerdem der Kultur, der Natur und dem Sport. F.H.

## NOMEN

### Namenforscher Prof. Dr. Jürgen Udolph zur Herkunft des Namens „Egloff“

Unter 40 Millionen Telefonteilnehmern (Stand: 1998; neuere CD-ROMs sind aus Datenschutzgründen schlecht zu verarbeiten) ist der Name in Deutschland 106-mal bezeugt. Er ist im deutschen Südwesten zuhause, vor allem in Nordbaden, Nordwürttemberg, Südbaden und Südwürttemberg. Daneben steht *Eggloff*, allerdings nur 20-mal nachgewiesen, auch *Eglof* ist mit 17 Einträgen nicht häufig. Vorfahren der *Egloffs* findet man bequem auf der Internet-Seite *familysearch.org*, einer Sammlung von Familiennamen, die die Mormonen zur freien Verfügung stellen. Dort sind 383 Belege zusammengestellt, die ersten bereits aus dem 16. Jh. Auch in der Schweiz gibt es den Namen häufig, fast 1400-mal ist er in einem Internet-Telefonbuch für dieses Land verzeichnet. Die Namenforschung ist sich über die Herkunft im wesentlichen einig: Zugrunde liegt ein alter Vorname. Diese bestehen ja oft aus zwei Teilen, noch gut erkennbar bei *Ger-hard*, *Gott-fried*, *Wil-helm*, *Fried-rich*. In unserem Fall ist die Erklärung aus dem Buch *Duden – Familiennamen. Herkunft und Bedeutung*, 2. Aufl., bearb. v. R. u. V. Kohlheim, Mannheim usw., 2005, S. 213 am überzeugendsten. Die Autoren führen den Namen auf eine verschliffene Form von *Egilolf*, *Agilolf* zurück, worin *agil* + *wolf* verborgen sind. Während *-wolf* natürlich mit dem gefährlichen, wilden Tier verbunden werden kann, ist *agil* umstritten. Einige Forscher denken an eine *-l*-Erweiterung zu germanisch *agi(s)* „Schrecken“, andere an *Ecke*, etwa im Sinne von „Schwertschärfe, -kante“.



Neu  
berufen:

## Jan Janoušek

Er möchte seine Klinik zu einer der bedeutendsten kinder-kardiologischen Kliniken Mitteleuropas ausbauen: Prof. Dr. med. Jan Janoušek, neuberufener C4-Professor für Kinderkardiologie am Herzzentrum, der aus Prag nach Leipzig gekommen ist. Sein Spezialgebiet sind Herzrhythmusstörungen bei Kindern. Forschungsschwerpunkt ist die kardiale Resynchronisationstherapie von Kindern mit angeborenem Herzfehler. Weltweit war er einer der ersten Wissenschaftler, die auf diesem Gebiet publiziert haben. „Die kardiale Resynchronisationstherapie für den Erwachsenen ist inzwischen weit fortgeschritten“, erklärt Prof. Janoušek, „für Kinder sieht das ganz anders aus.“ Hier unterscheidet sich schon die Methodik erheblich, liegen doch ganz andere Größenverhältnisse vor, aber auch anatomische Besonderheiten. So ist bei Kindern im Gegensatz zum Erwachsenen häufig die rechte Herzkammer mitbetroffen. Außerdem können die Stimulationselektroden nicht einfach durch die Vene zum Herzen geführt werden, sondern man muss oft den Brustraum eröffnen. „Wir wollen den Eingriff nicht erst dann durchführen, wenn das Herz geschädigt ist, sondern in Risikofällen schon im Vorfeld“, so Janoušek. Um angeborene Herzfehler rechtzeitig zu erkennen, will er auch in Leipzig wie in Prag mit den Gynäkologen zusammenarbeiten, damit mehr Herzfehler schon bei den vorgeburtlichen Ultraschalluntersuchungen diagnostiziert werden können. Erste Kooperationen gibt es schon mit der Abteilung Pränatale Diagnostik von Prof. Renaldo Faber in der Universitätsfrauenklinik. Noch nimmt Prof. Janoušek die dreistündige Autofahrt nach Prag auf sich, wenn er seine Familie treffen will. Aber im nächsten Jahr kommen seine Frau und die zwei Kinder nach. Dann hofft er, auch mal wieder ein bisschen Zeit für seine Hobbys zu haben: Schifahren, Radfahren, klassische Musik und Reisen. B. A.



Ein Alltagsbild aus dem Jahr 1995: Peter Schneider untersucht den eineinhalbjährigen Florian, der von seiner Mutter Margret Dietze begleitet wird. Foto: dpa/Waltraud Grubitzsch

# Ein Herz für Kinderherzen

## Peter Schneider und die Entwicklung der Kinderkardiologie in Leipzig

Von Dr. Bärbel Adams

Als Peter Schneider von 1959 bis 1965 Medizin zunächst in Leipzig, dann in Dresden studierte, „kam Kinderkardiologie nicht vor“. Damit charakterisiert der nunmehr emeritierte Professor und Direktor der Klinik für Kinderkardiologie am Herzenzentrum Leipzig den Stellenwert der Kinderkardiologie während seiner Studienzeit und zugleich den enormen Sprung, den sein Fachgebiet im letzten halben Jahrhundert vollzog.

### „Aus der Pädiatrie herausgewachsen“

Zwar hatte sich seit Mitte der 1950er Jahre unter Dr. Karl Bock und auf Anstoß des Herzchirurgen Prof. Martin Herbst eine kinder-kardiologische Arbeitsgruppe an der Universitätskinderklinik Leipzig konstituiert, aber in die Lehre hatte die Kinderkardiologie Anfang der 60er Jahre kaum Eingang gefunden. So kam es, dass der

junge Arzt Dr. Peter Schneider als blutiger Anfänger ohne spezielle Vorkenntnisse im Oktober 1966 seinen Dienst auf der kinder-kardiologischen Station aufnahm. „Aber das Vokabular hier war freundlich“, schaut er zurück, sodass ich Mut fassen konnte, mich in die Problematik einzuarbeiten.“

Nachdem er 1970 seinen Facharzt für Pädiatrie gemacht hatte, spezialisierte er sich weiter auf dem Gebiet der Kinderkardiologie, das 1976 in der DDR als Subspezialität der Pädiatrie anerkannt wurde. Unter Prof. Karl Bock kümmerte er sich gemeinsam mit seinen Kollegen Dr. Helmuth Richter, Dr. Siegfried Schöne, Dr. Eva Meister und Dr. Maria Zerres um die Kinder mit Herzkreislaufproblemen an der Uni-Kinderklinik, zunächst als Assistenz- und Stationsarzt, später als Oberarzt, ordentlicher Professor und Abteilungsleiter.

Auf einem Kongress in Berlin 1975 lernte Schneider den berühmten Kinderkardiologen Dr. Gerald H. Graham vom Hospital

für Children in London kennen, der ihm kurzerhand vorschlug: „Kommen Sie doch mal rüber“ und diese Einladung schriftlich wiederholte. Der in den 30er Jahren aus Deutschland emigrierte, diktaturerfahrene jüdische Arzt Graham stellte den Antrag einmal, zweimal, dreimal – 1979 endlich klappte es: Dr. Peter Schneider arbeitete ein halbes Jahr in London, lernte viel, knüpfte vielfältige Beziehungen und schrieb im obligatorischen Reisebericht danach: „Die Kinderkardiologie ist aus der Pädiatrie herausgewachsen.“ Das war selbst dem damaligen Klinikchef Prof. Wolfgang Braun, der die Reisen seines wissenschaftlichen Nachwuchses immer sehr unterstützte, zu viel: „Wollen Sie etwa das Fachgebiet aus der Pädiatrie herauslösen?“ war eine der Fragen, mit denen sich der Heimkehrer auseinandersetzen musste.

„In London musste man einfach bestimmte Fakten nicht immer wieder nachschlagen, weil man sie kannte“, erklärt Schneider 35 Jahre später seine ketzerische Aussage.

„Ich habe gelernt, dass ich mich auf mein Fach konzentrieren muss, wenn ich es gut machen will.“ 1983 ging er noch einmal nach Großbritannien zum British Council Course „Paediatric Cardiology“ in Cambridge, habilitierte sich im gleichen Jahr und gehörte fortan zu den „nicht allzu vielen Kinderkardiologen der DDR“.

## „Die Wartezeiten waren lang ...“

„In der damaligen Zeit war die Versorgungssituation in der DDR für Kinder mit Herz- Kreislaufproblemen miserabel“, beschreibt Prof. Schneider die Lage in den frühen 80ern. „Die Wartezeiten waren lang, viele Patienten starben, bevor sie behandelt werden konnten.“ Dabei war Leipzig relativ gut dran, weil sich hier eines der fünf kinder-kardiologischen Zentren in der DDR etablieren konnte. In dieser Zeit lehnte Schneider eine Bestellung als Kinderkardiologe an die Charité ab, „weil er nicht zu diesem politischen Kreis gehören wollte“ und eine Parteimitgliedschaft für ihn nicht in Frage kam.

In Leipzig waren inzwischen Prof. Richter und Prof. Bock emeritiert und Dozent Dr. Schneider konnte nur Professor werden, „wenn Sie nach Äthiopien gehen“. Also



Ein Bild aus dem Jahr 1988: Peter Schneider gratuliert einer äthiopischen Absolventin. Foto: privat

ging er von 1987 bis 1988 in das afrikanische Land und hat es nicht bereut: „Es relativierte meine Weltsicht“, kommentiert er kurz. Dass er 1988 tatsächlich Professor und Abteilungsleiter wurde, erwähnt er kaum noch.

Die offene Grenze nutzt er 1992 für ein Treffen mit Studienfreunden in der Toscana, wo ihn das Telegramm erreicht: „Sofort zurückkommen. Sehr wichtig!“ In Leipzig erfährt er dann seine Berufung zum Professor neuen Rechts und bereitet sich auf ein Abenteuer vor: Das Herzzentrum der Rhön AG ist im Entstehen und er soll hier die Klinik für Kinderkardiologie übernehmen. An der Uni-Kinderklinik war er inzwischen Professor und stellvertretender Klinikdirektor mit allen Rechten und Pflichten. „Die Klinikleitung ist kein leichtes Stück“, meint er. „Hinzu kamen die Dienste. Was ich immer wollte, mich auf mein Fach konzentrieren, war unmöglich. Das ging erst mit dem Umzug ins Herzzentrum.“

## „Schnell mit der Idee identifiziert“

So kam es, dass er sich schnell mit der Idee eines privaten Herzzentrums und einer hier eingebetteten Klinik für Kinderkardiologie identifizieren konnte. 1994 unterschrieb er seinen Vertrag und nach und nach kamen auch die Kollegen und Schwestern ins neue Haus, mit denen er gern weiterarbeiten wollte. „Mit den richtigen Leuten und der modernen Klinik erreichte die Versorgung der kinder-kardiologischen Patienten schnell Spitzenniveau.“, resümiert er. Außerdem konnten wir hier schnell das nötige Spezialwissen unter besten Bedingungen an unseren Nachwuchs vermitteln.“

Wenn Prof. Schneider jetzt seinen wohlverdienten Ruhestand genießen kann, weiß er sein Werk in besten Händen: Mit Prof. Dr. med. Jan Janoušek aus Prag zieht ein Spezialist für Herzrhythmusstörungen bei Kindern in das Haus ein. Wenn man so will, eine weitere Subspezialisierung, geschuldet dem enorm gestiegenen Wissen um die Krankheit und ihre Therapie. In den knapp 50 Jahren, wenn man das Studium mitrechnet, die Prof. Schneider sozusagen mit der Medizin gemeinsam verbracht hat, hat sich die Kinderkardiologie zu einer selbständigen Disziplin entwickelt, deren Erfolge zu messen sind an den Kindern, denen geholfen werden konnte.

## Alfred Treide im Ruhestand



Der Direktor der Poliklinik für Orthopädische Stomatologie und Kinderstomatologie, Prof. Dr. Alfred Treide, ging im September in den wohlverdienten Ruhestand, nachdem er am 2. 7. seinen 65. Geburtstag gefeiert hatte.

Geboren in Leipzig studierte er von 1958 bis 1963 an der hiesigen Universität Zahnmedizin. Nach einer zahnärztlichen Tätigkeit in Gotha kehrte er 1965 als wissenschaftlicher Assistent und später als klinischer Oberarzt in der Poliklinik für konservierende Zahnheilkunde zurück. Er erwarb 1968 den Fachzahnarzt für Allgemeine Stomatologie. Ein Jahr später promovierte er mit einer klinischen Längsschnittuntersuchung über die entzündungshemmende Wirkung der salzhaltigen Zahnpasta „Meri“. 1980 habilitierte er sich zu: „Tierexperimente und klinische Untersuchungen zur Effektivität bestimmter lokal applizierbarer Kariespräventiva“.

1985 wurde Treide zum ordentlichen Professor berufen; 1986 wurde er Direktor der Poliklinik für Orthopädische Stomatologie und Kinderstomatologie. In den Zeiten der politischen Wende war er als geschäftsführender Direktor des Zentrums für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde und Mitglied des Fakultätsrates engagiert bei der Neuprofilierung der Zahnmedizin an der Uni Leipzig beteiligt. 1994 erfolgte die Wiederberufung als Universitätsprofessor auf den Lehrstuhl für Kinderzahnheilkunde und als Direktor der Poliklinik für Kinderzahnheilkunde und Kieferorthopädie. Seiner Initiative ist es zu verdanken, dass Ende der 1990er Jahre zusammen mit der Schulzahnklinik Leipzig eine große Studie bei 1800 Schulkindern durchgeführt wurde. Sie sollte im Rahmen von gesetzlich vorgeschriebenen Reihenuntersuchungen kariesgefährdete Kinder identifizieren. Seine wissenschaftliche und praktische Tätigkeit fand Niederschlag in zahlreichen Veröffentlichungen und Vorträgen, die ihn weit über die Grenzen der Universität Leipzig hinaus bekannt werden ließen.

Prof. Dr. med. Almut Makuch,  
Klinik für Kinderzahnheilkunde  
und Kieferorthopädie

## Geburtstage

### Philologische Fakultät

70. Geburtstag:

Prof. Dr. Gotthard Lerchner, ehem. Institut für Germanistik und ehem. Präsident der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, am 25. September

Prof. Dr. Klaus Schuhmann, ehem. Insitut für Germanistik, am 30. September

### Erziehungswissenschaftliche Fakultät

65. Geburtstag

Prof. Dr. Heidemarie Adam, Institut für Förderpädagogik, Geistigbehindertenpädagogik, am 6. September

### Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät

60. Geburtstag

Prof. Dr. techn. Karl-Heinz Bruhnke, Institut für Stadtentwicklung und Bauwirtschaft, Professur Technisches und Infrastrukturelles Management baulicher Anlagen, am 29. Oktober

65. Geburtstag

Prof. Dr. Thomas Pfeiffer, Honorarprofessor für Steuerrechtslehre, am 14. Oktober

### Medizinische Fakultät

70. Geburtstag

Prof. Dr. med. Hannelore Schmidt, Poliklinik für Konservierende Zahnheilkunde und Parodontologie, am 25. September

Prof. Dr. med. Edith Göpfert, Carl-Ludwig-Institut, am 1. Oktober

Prof. Dr. med. Gisela Goldhahn, Klinik und Poliklinik für Neurochirurgie, am 7. Oktober

Prof. Dr. rer. nat. Gerhard Kopperschläger, Institut für Biochemie, am 13. Oktober

75. Geburtstag

Prof. Dr. med. Werner Lehmann, Klinik und Poliklinik für Neurologie, am 16. September

### Fakultät f. Mathematik und Informatik

60. Geburtstag

Professor Dr. Andreas Schierwagen, Institut für Informatik, am 5. September

### Fakultät f. Physik und Geowissenschaften

60. Geburtstag

Prof. Dr. Eberhard Renner, Leibniz-Institut für Troposphärenforschung, am 14. Oktober

Der Rektor der Universität Leipzig und die Dekane der einzelnen Fakultäten gratulieren herzlich.

(Die Geburtstage werden der Redaktion direkt von den Fakultäten gemeldet. Die Redaktion übernimmt für die Angaben keine Gewähr. Das gilt auch für deren Vollständigkeit.)

## Eine Spende zum Abschied



Foto: Armin Kühne

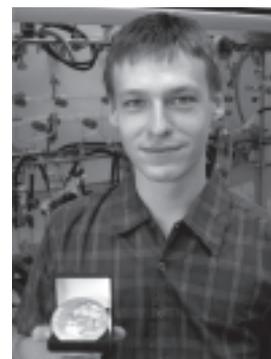
Prof. Dr. Knut Merte (l.), Direktor der Poliklinik für Konservierende Zahnheilkunde und Parodontologie übergab am 5. September 2907 Euro der Klinik und Poliklinik für Kinderchirurgie. Das Geld hatte er zu seinem 65. Geburtstag am 19. Mai anstelle von Geschenken entgegengenommen. Mit dem Geld soll die Lage von Patienten im Kinderkrankenhaus verbessert werden. Der

kommissarische Klinikchef Prof. Dr. Ralf-Bodo Tröbs (r.): „Viele Kinder schlagen sich mit chronischen Krankheiten herum oder mit den Folgen eines Unfalles. Das belastet die Kinder und ihre Familien sehr. Besonders sozial nicht so gut gestellte Familien bedürfen unserer Unterstützung. Prof. Merte hat mit seiner Geldspende dafür neue Möglichkeiten eröffnet.“ r:

## Medaille für Nachwuchskemiker

Steffen Tschirschwitz, Doktorand bei Prof. Dr. Evamarie Hey-Hawkins von der Fakultät für Chemie und Mineralogie der Universität Leipzig, erhielt die Arbuzov-Medaille für den besten Vortrag eines Nachwuchskemikers auf der XIV. Internationalen Konferenz zur Chemie des Elementes Phosphor in Kazan, der Hauptstadt der russischen Teilrepublik Tatarstan. Der ausgezeichnete Vortrag von Steffen Tschirschwitz beschäftigte sich mit der Synthese und Reaktivität chiraler Aminoalkylferrocenylphosphane, die als Liganden in der asymmetrischen Synthese und Katalyse Einsatz finden.

Gastgeber der internationalen Konferenz waren u. a. die Kazan State University und das renommierte A. E. Arbuzov Institute of Organic and Physical Chemistry, ein Institut der russischen Akademie der Wissenschaften. Das Arbuzov-Institut ist eines der wichtigsten Forschungsinstitute Russlands, das seit einigen Jahren intensive Arbeitskontakte zur Forschergruppe um Prof. Dr. Hey-Hawkins pflegt. „So können russische Chemiker in Leipzig lernen und



Steffen Tschirschwitz mit seiner Medaille.

Foto: privat

arbeiten“, erläutert Prof. Hey-Hawkins das Kooperationsprojekt, „aber auch ihre oft exzellenten Fähigkeiten an deutsche Nachwuchswissenschaftler weitergeben.“ Umgekehrt haben die Leipziger Kollegen die Möglichkeit, das Arbuzov-Institut zu besuchen. U. a. nutzte auch Steffen Tschirschwitz die Gelegenheit.

Die Kazaner Universität kann auf eine ganze Reihe berühmter Absolventen verweisen: u. a. D. I. Mendeleev und A. E. Arbuzov, den Gründer des gleichnamigen Instituts; auch Leo Tolstoi hat hier studiert.

B. A.

## Kurz gefasst

**Prof. Dr. Alfonso de Toro**, Direktor des Ibero-Amerikanischen Forschungsseminars der Universität Leipzig (IAFSL), besuchte auf Initiative der chilenischen Botschaft in Berlin im September zahlreiche Universitäten in Chile, darunter die Universidad de Concepción sowie in Santiago die Pontificia Universidad Católica de Chile, die Universidad de Chile und die Universidad de Los Andes. Zuvor gab er ein einwöchiges Seminar für Theaterwissenschaftler an der Theaterhochschule in Quito/Ecuador.

**Prof. Dr. Mathias Lösche**, Experte für die Physik weicher Materie am Institut für Experimentelle Physik I, hat einen Ruf an das Mellon College of Science der Carnegie Mellon University in Pittsburgh (USA) erhalten und angenommen.

**Dr. Alexandra Lemberg**, Institut für Anglistik, wird im Rahmen ihres Habilitationsprojektes zu Psychologie und englischer Kriminalliteratur von Oktober bis Dezember als Gastwissenschaftlerin am Welcome Trust Centre for History of Medicine (London) tätig sein. Dieser Forschungsaufenthalt wird durch ein Stipendium der Fritz-Thyssen-Stiftung gefördert.

**PD Dr. Dr. Georg Schuppener**, Institut für Germanistik, bekommt von der Gerda-Henkel-Stiftung Zuwendungen für Sach- und Reisekosten für das Projekt „Geistlichkeit und Wissenschaft in Sankt Petersburg im 18. Jahrhundert: Der Einfluss von Protestanten und Katholiken in der russischen Wissenschaft“. Das Projekt bearbeitet er in Kooperation mit Prof. Dr. Simon Ilizarov von der Russischen Akademie der Wissenschaften.

Die Landesanstalt für Medien Nordrhein-Westfalen hat **Prof. Dr. Marcel Machill**, Inhaber des Lehrstuhls Journalistik II, mit der Entwicklung einer Verbraucherschutzorientierten Broschüre über die Herausforderungen im Umgang mit Internet-Suchmaschinen beauftragt. Ziel der Broschüre soll sein, den Internetnutzern eine bessere Orientierung im Netz zu ermöglichen.

In den Auswahlkommissionen des Deutschen Akademischen Austauschdienstes finden sich auch im Zeitraum 2006 bis 2009 wieder einige Hochschullehrer der

Universität Leipzig. Es wurden berufen: **Prof. Dr. Evamarie Hey-Hawkins**, Institut für Anorganische Chemie, **Prof. Dr. Anne Koenen**, Institut für Amerikanistik, **Prof. Dr. Stephan Luckhaus**, Mathematisches Institut, **Prof. Dr. Dieter Michel**, Institut für Experimentelle Physik II, **Prof. Dr. Steffi Richter**, Ostasiatisches Institut, **Prof. Dr. Christoph Schneider**, Institut für Organische Chemie, **Prof. Dr. Ludwig Stockinger**, Institut für Germanistik, **Prof. Dr. Gerd Wotjak**, Institut für Angewandte Linguistik und Translatologie, **Dr. Olaf Bärenfänger**, Herder-Institut, und **Dr. Ulrich Heublein**, Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft.

Anlässlich des „2nd World Congress on Regenerative Medicine“ wurde **Dr. med. Axel Linke**, Klinik für Innere Medizin/Kardiologie am Herzzentrum, der Preis für das beste wissenschaftliche Poster verliehen. In der prämierten Arbeit konnte nachgewiesen werden, dass körperliches Training in einem Tiermodell der chronischen Herzschwäche (Herzinsuffizienz) zu einer Freisetzung von körpereigenen Stammzellen aus dem Knochenmark führt.

**Prof. Athanassios Giannis**, **Prof. Dieter Sicker** und **Prof. Christoph Schneider**, Institut für Organische Chemie, haben gemeinsam mit Wissenschaftlern des Umweltforschungszentrums Leipzig-Halle, der TU Dresden, der TU Chemnitz und der c-LEcta GmbH Leipzig den Arbeitskreis Weiße Biotechnologie gegründet. Der Arbeitskreis will kostengünstig und umweltfreundlich Chemikalien auf der Basis nachwachsender Rohstoffe herstellen.

**Prof. Dr. med. Christoph Vogtmann**, ehemaliger Leiter der Abteilung Neonatologie der Universitätsklinik und Poliklinik für Kinder und Jugendliche, wurde zum Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Neonatologie und Pädiatrische Intensivmedizin ernannt.

**Dr. med. Henning Wittenburg**, Medizinische Klinik und Poliklinik III, erhielt von der DFG eine Sachbeihilfe in Höhe von 56 000 Euro für die Bearbeitung seines Themas „Genetische Grundlagen der Cholesterin-Gallensteinentstehung im Inzuchtmausmodell: Untersuchung von Gallensteinempfindlichkeits- (Lith) Genen“.

Im Sommer gastierte der Vizepräsident der Türkischen Akademie der Wissenschaften

und Humboldt-Stipendiat **Prof. Dr. Tarik Celik** von der Hacettepe Universität in Ankara am Institut für Theoretische Physik. Prof. Celik arbeitete eng zusammen mit dem Leibniz-Professor **Prof. Dr. Bernd A. Berg** und mit der Abteilung Computerorientierte Quantenfeldtheorie, die von **Prof. Dr. Wolfhard Janke** geleitet wird. Er beschäftigt sich mit der Faltung von Proteinen.

Die Studenten **Sven Stadlbauer**, Fakultät für Chemie und Mineralogie, und **Allen Ehrlicher**, Fakultät für Physik und Geowissenschaften, nahmen an der 55. Nobelpreisträgertagung in Lindau teil. Es waren 45 Nobelpreisträger aus Chemie, Physik, Medizin und Physiologie gekommen.

„Der Stellenwert der Patientenbeteiligung bei medizinischen Entscheidungsprozessen – Eine Studie zur Arzt-Patient- Angehörigen-Interaktion von Patienten mit hämatologischen Neoplasien“ ist das Thema einer Studie, die von der Deutschen José Carreras Leukämie-Stiftung e.V. seit 1. 9. 2005 bis zum 31. 8. 2008 gefördert wird. Das Projekt wird geleitet von **Dr. Jochen Ernst** und **Prof. Dr. Reinhold Schwarz**, Selbständige Abteilung für Sozialmedizin. Beteiligt sind weiterhin **Prof. Dr. Christina Schröder** und **Prof. Dr. Elmar Brähler**, Selbständige Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie, alle Medizinische Fakultät.

**PD Jens-Uwe Stolzenburg**, kommissarischer Direktor der Klinik und Poliklinik für Urologie, war im Sommer Gast der Australischen Gesellschaft für Urologie in Sydney, um dort live zu operieren, Vorträge zu halten und Kollegen weiterzubilden.

**Dr. Antje Körner**, Klinik und Poliklinik für Kinder und Jugendliche, erhielt von der Deutschen Hochdruckliga ein Forschungsstipendium von 50 000 Euro über eine Laufzeit von zwei Jahren für die Bearbeitung des Themas „Die Rolle von Adiponectin als Prädiktor und Mediator von kardiovaskulären Folgeerkrankungen der Adipositas bei Kindern“.

Mit 170 000 Euro unterstützt die VolkswagenStiftung ein im Sommer 2005 begonnenes und über drei Jahre laufendes Forschungsvorhaben zur Blutgefäßbildung am Institut für Organische Chemie der Fakultät für Chemie und Mineralogie. Federführend ist **Prof. Dr. Athanassios Giannis**.

# Ein Zugvogel

## Über den vor 50 Jahren verstorbenen Physiker Georg Placzek

Von Prof. Dr. Gerald Wiemers, Direktor des Universitätsarchivs

Sir Rudolf Peierls, theoretischer Physiker, Leiter des englischen Atomprogramms im II. Weltkrieg, Schüler von Wolfgang Pauli in Zürich und von Werner Heisenberg in Leipzig, nannte seine Erinnerungen „Bird of passage“, „Zugvögel“. Einer dieser „Zugvögel“ war der aus Mähren stammende Georg Placzek.

Die Nazis vertrieben ihn aus Deutschland und nur mit Mühe entkam er dem stalinistischen Terror. „Durch Beck lernte ich Georg Placzek kennen“, schrieb Peierls 1985, „der in Leipzig ein häufiger Besucher war. Er war ein junger Mann von ungewöhnlichem Charme. Trotz großer Fähigkeiten, Gelehrsamkeit und Wissen, brachte er es fertig, in kleinen Dingen sehr unordentlich zu sein. Er ist geboren in der heutigen Tschechoslowakei, so war er im doppelten Sinne des Wortes ein Bohémien ...“ Placzek war ein Mann von Welt, so Hans Bethe, „viel kultivierter als Teller und ich“, und konnte über Politik in der Sprache Boccaccios diskutieren, schreibt sein Freund, der italienische Physiker Edoardo Amaldi. „Wir“, das war die Leipziger Gruppe um Heisenberg in Leipzig, „schätzten ihn wegen seiner Gescheitheit“, berichtet Victor Weisskopf, „und waren ganz erpicht darauf“, „mit ihm über persönliche, politische und wissenschaftliche Probleme zu diskutieren.“

Placzek, geboren am 26. September 1905 in Brünn, studierte Physik und Chemie in Wien, Prag und erneut in Wien. 1928 promovierte er zum Dr. phil. mit der Arbeit zur „Dichten- und Gestaltsbestimmung submikroskopischer Probekörper, Versuche im inhomogenen elektrischen Feld“. Seine akademischen Lehrer in Wien waren Felix Ehrenhaft, Hans Thirring und der Chemiker Adolf Franke. Die mündliche Prüfung, den „Rigorensakt“, bestand er mit „einstimmiger Auszeichnung“. Anschließend forschte er zur Quantenmechanik und

besonders über die Theorie zum Raman-Effekt.

Er arbeitete 1930/31 mit Heisenberg in Leipzig, bei Niels Bohr in Kopenhagen, mit Lew Landau in Charkov und Hans von Halban jr. in Joliot-Curies-Institut in Paris. Placzek lernte und beherrschte viele Sprachen, darunter Hebräisch und Arabisch. Im Jahr 1934/35 lehrte er in Arabisch an der Hebrew University in Jerusalem. An Otto Frisch schrieb Placzek, er habe den Eindruck, „Hebräisch würde mit der Physik einfach nicht fertig.“

Immer wieder kehrte er von seinen ausgedehnten Reisen nach Brünn zurück, ein letztes Mal 1938. Vergeblich forderte er seine Eltern auf zu emigrieren. Bereits im November 1941 wurde Placzeks Schwester Edith in das KZ Theresienstadt verschleppt und im Januar 1942 ist sie wahrscheinlich im NS-Todeslager in Riga oder auf dem Weg dorthin umgekommen. Die Tragödie setzte sich fort. Georg Placzeks Eltern Ma-

rienne und Alfred wurden am 15. Mai 1942 gleichfalls von Prag in das KZ Theresienstadt verschleppt und anschließend voneinander getrennt. Alfred Placzek starb unter ungeklärten Umständen am 23. 9. 1942. Marianne Placzek ist am 12. 10. 1944 mit einem Transport von Theresienstadt nach Auschwitz gebracht worden. Von da an verliert sich ihre Spur.

Ende Januar 1939 emigrierte Placzek nach vorangegangenen Besuchen endgültig in die USA. Dort bekam er durch Vermittlung seines Freundes Hans Bethe eine Professur an der Cornell University, Ithaca. Seit 1943 arbeitete er in Montreal am kanadischen Atomprojekt und in Los Alamos am Bau der Atombombe. Er war der einzige tschechische Staatsbürger, der am Manhattan Project beteiligt war. 1945 erwarb er die amerikanische Staatsbürgerschaft.

Nach dem Ende des 2. Weltkrieges geht Georg Placzek in die Industrie und forscht im Versuchslabor bei General Electric in Schenectady. Zwei Jahre später, 1948, holte ihn Robert Oppenheimer an das berühmte Institute for Advanced Study in Princeton.

Zu seinem frühen Tod am 9. Oktober 1955 in Zürich schrieb Emilio Segrè: „Der Verlust für die Wissenschaft ist groß, der persönliche Verlust für seine Freunde ist unersetzlich.“ So feiern wir in diesem Jahr seinen 100. Geburtstag und begehen seinen 50. Todestag. In der Tschechischen Republik fand zu Ehren von Georg Placzek in seiner Geburtsstadt Brünn (Brno) vom 21. bis 24. September ein internationales Symposium statt.



**Eine Tischtennisrunde im Physikalischen Institut der Universität Leipzig, ca. 1931. Mit dabei (v. l.): Georg Placzek, Werner Heisenberg, Fritz Sauter, Georg W. Kellner, Felix Bloch und Wolfgang Kroll. Foto: Universitätsarchiv**

# Habilitationen

## Medizinische Fakultät

*Dr. Max Holzer (5/05):*

Tau Protein Phosphorylierung bei der Alzheimer-schen Erkrankung und in Modellsystemen

*Dr. Ulrich Gärtner (6/05):*

Die morphoregulatorische Bedeutung des monome- ren G-Proteins Ras für Neurone

*Dr. Holger Steinberg (6/05):*

„Als ob ich zu einer steinernen Wand spräche“. Der Nervenarzt Paul Julius Möbius – Eine Werkbiogra- phie

*Dr. Holger Thiele (6/05):*

Behandlung des akuten Myokardinfarktes unter Großstadtbedingungen – Vergleich unterschiedlicher Strategien zur Optimierung der System-Reperfu- sions-Zeit

*Dr. Wilfried Briest (7/05):*

Neue Aspekte der Noradrenalin-Wirkung am Herzen: funktionelle und molekularbiologische Studien an der Ratte

*Dr. Ina Nitschke (7/05):*

Zur Mundgesundheit von Senioren – ein epidemiolo- gischer Überblick über ausgewählte orofazialen Er- krankungen und ihre longitudinalen Betrachtung

*Dr. Gerhard Wolff (7/05):*

Gentherapeutische Strategien zur Behandlung des Nichtkleinzelligen Lungenkarzinoms (NSCLC) durch Adenovirus-Vektor vermittelten Transfer von Zellzyklus-regulierenden und Apoptose-induzieren- den cDNAs

*Dr. Jens-Peter Schneider (8/05):*

Magnetresonanztomografie-gestützte Interventionen an der Mamma unter Verwendung eines vertikal offe- nen 0,5T-Kernspintomografen – präoperative Markie- rungen und perkutane Stanzbiopsien

## Fakultät für Physik und Geowissenschaften

*Dr. Thomas Höche (5/05):*

Incommensurate Structural Modulations in Fresnoite Framework Structures

## Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften

*Dr. Tonio Sebastian Richter (7/05):*

Pacht nach koptischen Quellen. Beiträge zur Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Ägyptens unter byzantinischer und arabischer Verwaltung

## Juristenfakultät

*Dr. Ralf Brinktrine (6/05):*

Publizierung privatrechtlicher Rechtsverhältnisse Privater durch Verwaltungshandeln – Das Wirkung- spektrum administrativer Handlungsformen im Pri- vatrecht

## Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie

*Dr. Stephan Buchloh (7/05):*

Staatliche Kulturförderung am Beispiel des westdeut- schen Films (1945 bis 1990)

*Katja Fiehler (12/04):*

Temporospatial characteristics of error correction

*Chikako Suda (12/04):*

Piagetian Conservation in the Great Apes

*Alexander Bänisch (12/04):*

Professionalität im Kontext von Tod und Sterben – Arbeitsbedingungen, Bewältigung und Religiosität in finaler Pflege

*Claudia Warstat (12/04):*

Funktion von Adenosinrezeptoren am Ileum der Ratte und ihre Rolle bei Entzündungsprozessen

*Basel al Qussi (7/05):*

Materialwissenschaftliche Untersuchungen an freien Filmen zur Entwicklung von Wirbelschichtverfah- ren zur Herstellung von Pellets mit Schellacküber- zügen

*Kathleen Schleinitz (7/05):*

Genetic analysis of stereospecific cleavage of the chiral herbicide 2-(2,4-dichlorophenoxy)propionate (dichlorprop) in Delftia acidovorans MC1

*Jan Derrfuß (7/05):*

Functional specialization in the lateral frontal cortex: The role of the inferior frontal junction in cognitive control

## Juristenfakultät

*Andreas Paulick (4/05):*

Eigenkapitalersatzrecht und Unternehmensanierung – Erleichterungen durch den Gesetzgeber

*Ullrich Rieske (5/05):*

Der Rückzug von der Börse

*Christian Harald Tillmanns (5/05):*

Die persönliche Leistungserbringungspflicht im Arzt- recht und die Telemedizin-Tele-Beratung, Telekonsil und Teleoperation

*Catharina von Ziegner (5/05):*

Der Zahnarzt in der zivilrechtlichen Haftung unter besonderer Abwägung des anzusetzenden Haftungs- standards

*Jörg Burmeister (6/05):*

Zur Einlösung von Schecks und Lastschriften

*Seung-Won Lee (6/05):*

Die wirtschaftliche Betätigung des Staates als Pro- blem des Wirtschaftsverfassungsrechts

*Florian Bach (7/05):*

Die Anordnung des strafprozessualen dinglichen Arrestes

*Rochus Johannes Bensch (7/05):*

Neuere baltische Kirchenrechtsgeschichte. Der kir- chenverfassungsrechtliche Rahmen des eigenständigen deutschen Kirchenwesens in Lettland und Estland (1919–1939) und die Kirchenverfassungen der Deut- schen Ev.-Luth. Kirche Lettlands nach 1991

*Michael Burg (7/05):*

Gesellschafterhaftung bei Existenzvernichtung der Einmann-GmbH

*Denise Estel (7/05):*

Die Einführung direktdemokratischer Elemente in das Grundgesetz und ihre Vereinbarkeit mit dem Bundesstaatsprinzip

*Sebastian Lommer (7/05):*

Das Auskunftsrecht des Aktionärs in Deutschland und die Informationsrechte der Gesellschafter der US- amerikanischen Public Business Corporation

*Stefan Möckel (7/05):*

Umweltabgaben zur Ökologisierung der Landwirt- schaft

*Benno Zabel (7/05):*

Schuldtypisierung als Begriffsanalyse. Eine straf- rechtlich-rechtsphilosophische Untersuchung zu den Implikationen einer am Maßstab gelebter Freiheit ausgerichteten Zurechnungspraxis

## Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie

*Rico Kauerhof (grenzüberschreitendes Verfahren)*

*(4/05):*

Staatliche Souveränität und internationale Konflikt- lösung. Von Hegels Staatsphilosophie zu positiven Völkerrechtsnormen

*Nora Pester (5/05):*

Soziale Grundrechte in der Europäischen Union. Eine rechts- und diskurstheoretische Analyse am Beispiel der Europäischen Grundrechtecharta

*Emmy Godwin (5/05):*

Ethnic conflict management in Africa. A comparative case study of Nigeria and South Africa

*Carsten Wunsch (5/05):*

Unterhaltungserleben: Ein hierarchisches Zwei-Ebe- nen-Modell affektiv-kognitiver Informationsverarbei- tung

*Stephan Egger (7/05):*

Nationalstaat und Massendemokratie. Max Webers politische Moderne im Kontext des Werks

## Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften

*Lutz Popko (4/05):*

„... damit man noch in Millionen von Jahren von seinen Taten sprechen wird.“ Überlegungen zur Ge- schichtsschreibung der Ahmosiden- und Thutmosi- denzeit

*Alexander Gramsch (5/05):*

Ritual und Gemeinschaft. Die Darstellung von Altersklassen und Geschlechterdifferenz in der rituel- len Kommunikation der Lausitzer Kultur (12.–8. Jh. v. Chr.) anhand des Gräberfeldes Cottbus Alvens- leben-Kaserne (Brandenburg)

*Claudia Roch (5/05):*

Plastikschamanen und AIM-Krieger. Zur Rezeption indianischer Spiritualität in der New-Age-Bewegung

*Ulf Molzahn (6/05):*

Adel und frühmoderne Staatlichkeit in Kursachsen. Eine prosopographische Untersuchung zum politi- schen Wirken einer territorialen Führungsschicht in der Frühen Neuzeit (1541–1622)

*Annette Huth (7/05):*

Klostersturm und NS-Kirchenpolitik im II. Weltkrieg. Beschlagnahme und Enteignung katholischer Ein- richtungen und die Wiedergutmachung nach 1945

*Antje Krause-Wahl (7/05):*

Konstruktionen von Künstler/innenidentität in den 1990er Jahren. Renée Green, Tracey Emin, Rirkrit Tiravanija

*Jesko Vogel (7/05):*

Der sozialdemokratische Parteibezirk Leipzig in der Weimarer Republik: Sachsens demokratische Tradi- tion

*Gudrun Dittmann (7/05):*

Oper zwischen Anpassung und Integrität. Zu den Ur- aufführungen zeitgenössischer deutscher Opern am Leipziger Neuen Theater im NS-Staat

*Paul-Simon Handy (7/05):*

Der internationale afrikapolitische Konsens an den Beispielen der Bundesrepublik Deutschland, Frank- reichs und der Europäischen Union

*Maria Elisabeth Thiele (7/05):*

Trickster, Transvestiten und Ciganas – Pombagira und die Erotik in den afrobrasilianischen Religionen

## Philologische Fakultät

*Antje Heine (7/05):*

Funktionsverbgefüge in System, Text und korpusba- sierter (Lerner-)Lexikografie

*Melani Schröter (7/05):*

Adressatenorientierung in der öffentlichen politi-

# Promotionen

## Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie

*Lars Teich (11/04):*

Synthese von Emodin-Derivaten mit cytostatischer Wirkung

*Sylvia Müller-Scholze (11/04):*

Immunmediatoren beim Diabetes mellitus Typ 2

schen Rede von Bundeskanzlern 1951–2001. Eine qualitativ-pragmatische Korpusanalyse.

### Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät

*Sabine Klinger (5/05):*

Strom- und Bestandsgrößen in der Ökonomik – Die Verknüpfung am Beispiel der Konsumfunktion

*Christian Zischeck (5/05):*

Grundfragen der statistischen Analyse regionaler Wirtschaftskraft – dargestellt am Beispiel der Bundesländer Sachsen und Rheinland-Pfalz

*Teuku Budi Aulia (5/05):*

Ein Beitrag zur Bruchmechanik von unbewehrtem Hochleistungsbeton

*Bettina Lange (7/05):*

Immobilienrating – Instrument zur Analyse von Ausfallrisiken immobilienwirtschaftlicher Kreditengagements –

*Klaus Solberg Söilen (7/05):*

Wirtschaftsspionage in Verhandlungen aus informationsökonomischer und wirtschaftsethischer Perspektive – Eine interdisziplinäre Analyse

### Theologische Fakultät

*Anne-Kristin Kupke (5/05):*

Die Kirchen- und Schulvisitationen im 17. Jahrhundert auf dem Gebiet der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens. Mit einem Repertorium der Visitationsakten

### Fakultät für Chemie und Mineralogie

*Dirk Schumann (4/05):*

Lösungsmittelfreie Systeme aus biogenem Polyhydroxybutyrat und synthetischen Polymeren. Beiträge zu biologisch abbaubaren Beschichtungen

*Guy Clotaire Nana (4/05):*

Investigation of Molecular Structure of Lipid Layers at the Surface of 3-Hydroxypropionitrile

*Nils Sunder-Plassmann (4/05):*

Synthese und biologische Untersuchung von Fumagillin-Analoga, Inhibitoren von Rezeptor-Tyrosinkinasen und Kinesin-Inhibitoren als Wirkstoffe in der Krebsbehandlung

*Cornelia Sedello (5/05):*

Bestimmung der Konzentrationen und vertikalen Flüsse von Carbonylverbindungen über Grasland

*Raik Meene (6/05):*

Ökotoxikologische Untersuchungen zu Azaarenen, Kupferverbindungen und ihren Mischungen

### Fakultät für Physik und Geowissenschaften

*Michael von Mengershausen (5/05):*

3D Diffusion Tensor Imaging of the Human Brain with Nuclear Magnetic Resonance

*Frank Heinrich (6/05):*

Der elektrische Feldgradient in Makromolekülen – Experiment und Rechnung

*Ralph Seidel (8/05):*

Der Einfluss veränderter Raumbedingungen auf Netzgestalt und Frequenzen im Schienenpersonenfernverkehr Deutschlands

*Sašo Gligorovski (8/05):*

Laser based Studies of OH radical Reactions in Aqueous Solution

*Evelyn Jäkel (9/05):*

An airborne system for fast measurements of upwelling and downwelling spectral actinic flux densities

### Fakultät für Mathematik und Informatik

*Uwe Raabe (7/05):*

Einige Untersuchungen zur Struktur von J-Potapov-Folgen



## Gesichter der Uni



Albert Köster (1862–1924)

Foto: Universitätsarchiv

Der am 7. November 1862 in Hamburg geborene Albert Johannes Köster studierte zunächst Jura, deutsche Philologie und Geschichte und promovierte mit einer historischen Untersuchung zu den „Wormser Annalen“ bevor er sich in Berlin unter Erich Schmidt ganz der neueren deutschen Literaturwissenschaft zuwandte. Er habilitierte mit einer Arbeit über „Schiller als Dramaturg“ (1891), der bald darauf ein Ruf nach Marburg folgte. 1899 wurde er nach Leipzig auf die seit dem Tod Rudolf Hildebrands vakante Professur für neuere deutsche Sprache und Literatur berufen und übernahm gemeinsam mit Eduard Sievers die Leitung des Deutschen Seminars. Ein Vierteljahrhundert sollte er den Ruf der Leipziger Germanistik prägen.

Den ausgezeichneten Goethe-Kenner, der nur wenige größere Schriften veröffentlichte und einem breiteren Publikum v.a. durch die Edition der „Briefe der Frau Rath Goethe“ und die kritische Ausgabe der Werke Theodor Storms bekannt wurde, schätzten seine Kollegen als hervorragenden Lehrer. Zu seinen Schülern zählten neben Ernst Beutler und Paul Merker auch Kurt Pinthus, Anton Kippenberg und Erich Kästner. 1913 erging an Köster ein Ruf an die Berliner Friedrich Wilhelms-Universität auf den Lehrstuhl seines verstorbenen Lehrers Erich Schmidt, mit dem ihn eine enge Freundschaft verbunden hatte. Jedoch lehnte er ihn, ebenso wie einen Ruf nach Wien im gleichen Jahr, ab und blieb in Leipzig. Hier übernahm er im Kriegsjahr 1914/15 auch das Amt des Rektors.

Gleichberechtigt neben Kösters literarhistorischer Arbeit sind seine Verdienste um die methodische Begründung der wissenschaftlichen Theaterforschung zu würdigen, deren Etablierung seit 1900 an verschiedenen deutschen Universitäten angestrebt wurde. Auch Kösters nach wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaute theatergeschichtliche Sammlung galt als vorbildhaft und begründete seinen Ruf unter den Pionieren der Theaterwissenschaft. Als Köster am 29. Mai 1924 freiwillig aus dem Leben schied, bedeutete dies auch das Ende theaterwissenschaftlicher Forschung in Leipzig. Seine bühnengeschichtliche Sammlung wurde vom Dt. Theater-Museum München erworben und dort 1944 bei einem Bombenangriff größtenteils zerstört. Erst 70 Jahre nach Kösters Tod konnte sich ein eigenständiges theaterwissenschaftliches Institut an der Universität Leipzig etablieren. *Corinna Kirschstein,*

*Institut für Theaterwissenschaft*

Die Reihe „Gesichter der Uni“ erscheint seit April 2004 regelmäßig im *Uni-Journal*.

Sie umfasst kurze Portraits von Universitätsangehörigen verschiedenster Jahrhunderte. Dunkle Kapitel der Universitätsgeschichte bleiben dabei nicht ausgespart. Geschrieben werden die Portraits von Angehörigen und Mitarbeitern der „Kommission zur Erforschung der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“.

Auf einen Blick finden Sie die „Gesichter“ im Internet unter [www.uni-leipzig.de/journal/gesichter](http://www.uni-leipzig.de/journal/gesichter)

# Ein wahrhaft königliches Geschenk

## Die Leipziger Rektorkette wird 150 Jahre alt

Von Cornelia Junge, Kustodie

Ein solches Amtszeichen hatte es in der damals fast 450-jährigen Geschichte der Universität noch nie gegeben: Am 27. Dezember 1855 verlieh König Johann dem mit den Dekanen zu einer Audienz an den Dresdner Hof geladenen Rektor Otto Linné Erdmann die „goldene Amtskette, welche der jedesmalige Rektor zu tragen hat“.

Wie in anderen alten Universitäten galten bis dahin Zepter und Siegel als die wichtigsten, dem Rektor bei feierlichen Anlässen voranzutragende äußere Zeichen seiner besonderen Würde. Auch Ornate spielten zeitweise als festliche Amtskleidung eine vergleichbare Rolle. Fürstliche Gnadenketten dagegen, mit denen sich vor allem im 16. und 17. Jahrhundert auch viele Gelehrte im Rektorenamt porträtieren ließen, waren zumeist mit dem Bildnis des Herrschers ausgezeichnete Gunstbeweise, die von diesem aufgrund besonderer persönlicher Wertschätzung verliehen wurden. Sie galten der Person und nicht dem Amt selbst und waren trotzdem Zeugen einer ausgesprochenen Dienstabhängigkeit.

So nimmt es nicht wunder, dass die erstmals am Wiener Hof der Kaiserin Maria Theresia auftauchende Idee einer in der Tradition der Gnadenkette gestalteten, jedoch ausdrücklich amtsbezogenen Rektorkette, die sie nach Durchsetzung tiefgreifender Reformen der Universität Freiburg/Br. 1768 anbot, zunächst nicht nur dort jahrzehntelang auf erbitterte Ablehnung stieß, verstand man sie doch seitens der Universitäten als Ausdruck der schleichenden Aufweichung althergebrachter Selbstbestimmungsrechte in Fragen von Verwaltung und Rechtssprechung. Erst die von staatlich vorangetriebenen Neugründungen (Berlin 1817, München 1826) und Universitätsreformen geprägten ersten

Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts brachten den Durchbruch für die Rektorkette als institutionsbezogenes Amts- und Ehrenzeichen.

Die österreichischen Kaiser und die Könige von Preußen, Bayern und Hannover gewährten oder verordneten alsbald auch ihren älteren Universitäten augenfällige Rektorketten, sodass diese um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch von mittelalterlichen Universitätsgründungen wie der Leipziger offenbar nicht nur als praktische Insignie schlechthin, sondern als Symbole eines erneuerten Bündnisses von Staat und Universität begriffen wurden.

Die in ihren mittelalterlichen Strukturen nach den napoleonischen Kriegen vor allem in finanzieller Hinsicht stark eingeschränkte Leipziger Alma mater war zwar durch die Universitätsreform von 1830–32 strukturell und verwaltungsmäßig zu einer Landesuniversität geworden, doch bedurfte der Umbau zu einer leistungsstarken Institution, die in Lehre und Forschung den Anforderungen des aufkommenden Industriezeitalters genügen konnte, einer besonderen Förderung durch den Staat. In Prinz Johann, seit dem Spätsommer 1854 König von Sachsen, und Johann Paul von Falkenstein, seit 1853 als Kultusminister für die Belange der Universität zuständig, besaß diese zwei mächtige Fürsprecher, die sich schon seit den 1830er Jahren besonders für diese Bildungseinrichtung engagierten. Die Übergabe der überaus kostbaren Amtskette am 27. 12. 1855, der eine längere Phase des Entwurfs, der Auftragsvergabe und der Anfertigung vorangegangen sein muss, wird seitens der Universität als ein Regierungsversprechen verstanden worden sein.

Der Dresdener Künstler Hermann Wiedemann hatte den Entwurf zu einem wahrhaft



**Das Zentralmedaillon der Rektorkette mit dem Großen Siegel der Universität.**  
Foto: Karin Kranich, Kustodie

königlichen Geschenk geliefert, für dessen Umsetzung die Leipziger Goldschmiedewerkstatt von Th. Strube & Sohn neben 13 großen Smaragden und 72 kleinen Rubinen mehr als ein Pfund 14-karätiges Gold benötigte. Aber auch in technischer Hinsicht ist die Arbeit eine besondere Kostbarkeit. Wiedemann hatte die Kette im Renaissancestil entworfen und wohl auch die Vorliebe damaliger Goldschmiede für wirkungsvolle plastisch klare Formen und kräftige Farbeffekte übernommen. Dies war nicht nur eine Modefrage, galt doch die Renaissance als Inbegriff für den Aufbruch der Wissenschaften und Künste, und die intendierte Leuchtkraft der Farben war dazu angetan, die Amtskette auch auf die Ferne hin unverwechselbar wirken zu lassen. Um die Kette als einmaliges Kunstwerk zur Geltung zu bringen, verzichteten Th. Strube & Sohn auf den Einsatz der auch damals in der Schmuckindustrie geläufigen Guss- und Prägetechniken und formten das kostbare Material in klassisch reiner Goldschmiedetechnik mit feinsten handwerklichen Ziselierungen aus.

Die 13 großen, von durchbrochenen Scheiben zusammengehaltenen Schmuckglieder der Kette mit ihren sehr plastischen, kreuzförmig über einem Blattvierpass angeordneten Beschlagwerkformen, tragen im Zentrum rundgeschliffene ovale Smaragde, eingefasst von Blütenblättern, die in einem technisch gerade erst wiederbelebten, hochempfindlichen weißen Körperemail ausgeführt sind. Als wichtigster Schmuck ist in die Kette ein großes Schild eingefügt, dessen hochovaler Umriss durch die bewegten Formen eines breiten Rollwerkrahmens raumgreifend aufgebrochen ist und einen besonderen Reiz durch die aus Blütenkelchen von unten herauswachsenden

## Der Rektor über die Rektorkette „Blamiere dich nicht“

**Herr Professor Häuser, die Amtskette des Rektors wiegt 1720 Gramm. Ist es eine Last, diese Kette zu tragen?**

Im übertragenen Sinne sicher nicht. Aber es ist erstaunlich, wie man ihr Gewicht mit der Zeit spürt. Bei mir stelle ich das immer an dem unbewussten Griff ans Revers fest, wenn ich die Kette etwas hochziehe.

**Was bedeutet es Ihnen, diese Kette zu tragen?**

Da muss ich etwas den Bogen spannen. Bei der Antrittsvorlesung meines akademischen Lehrers in Mainz nahm ich zum ersten Mal wahr, dass ein Rektor oder ein Präsident eine Kette trägt. Viele Menschen waren da, viele Honoratioren – und plötzlich kam da einer, der sich aus diesem Kreis heraushob. Weil er eine Kette trug. Es war Universitätspräsident Peter Schneider, auf den sich gleich die Aufmerksamkeit richtete. Damals sagte ich etwas veralbernd: „Ach, ist das der neue Mainzer Herrenschnuck?“ Ich dachte nicht weiter darüber nach.

In unserer Universität habe ich dann erlebt, wie meine Vorgänger Weiss und Bigl bei bestimmten Anlässen, nämlich akademischen Feierlichkeiten, die Kette getragen haben. Und ich habe gemerkt, dass der Wunsch der Veranstalter immer groß ist, dass der Rektor mit der Kette kommt. Heute erreichen mich auch oft Einladungen von befreundeten Universitäten, auf denen vermerkt ist, dass der Rektor die Kette tragen möge.

**Die Kette ist also ein Gütesiegel für eine Veranstaltung?**

Ja, so habe ich das auch als Dekan empfunden. Wenn der Rektor „nackt“ kam, stellten sich Einige die Frage, ob die Veranstaltung nicht wichtig genug sei. Es gibt heute keine feste Regel, wann die Kette zu tragen ist, wir handhaben das nach einer Art Usance. In erster Linie sind es Ehrenpromotionen, Verleihungen von Honorarprofessuren, Verabschiedungen von Personen und eben auch die Immatrikulationsfeier, bei denen die Kette getragen wird.

Aber man sollte sich natürlich auch fragen, was sich eigentlich mit der Kette ver-



**Volker Bigl legte seinem Nachfolger Franz Häuser am 13. Mai 2003 persönlich die Rektorkette um. Seit 1937 ersetzt eine vom Leipziger Goldschmied Rudolf Peger in Silber ausgeführte, weitgehend originalgetreue Kopie das Original im Amtsgebrauch.**

Archivfoto: Armin Kühne

bindet. Sie ist eine Amtskette und damit ein Symbol für das, was man mit diesem Amt verbindet. Interessant ist dabei das Begriffsverständnis des Symbols. Es kann verschiedene Bedeutungen haben in Abhängigkeit vom Kontext. War unsere Kette einmal ein Symbol für die Verbindung zum Hause Wettin, so ist sie heute eher ein Mittel zur Identifikation mit dieser Institution Universität – etwas, das man gemeinhin unter Corporate Identity fasst. Ein äußeres Zeichen, das deutlich macht, dass wir hier eine Körperschaft haben, die einen besonderen Zweck erfüllt.

**Tragen Sie die Kette gerne?**

Das kann ich nicht leugnen. Wenn ich die Kette umgehängt bekomme, wird mir in der konkreten Situation noch einmal bewusst, dass ich dieses Amt inne habe. Dann atme ich durch und sage mir: Blamiere dich nicht.

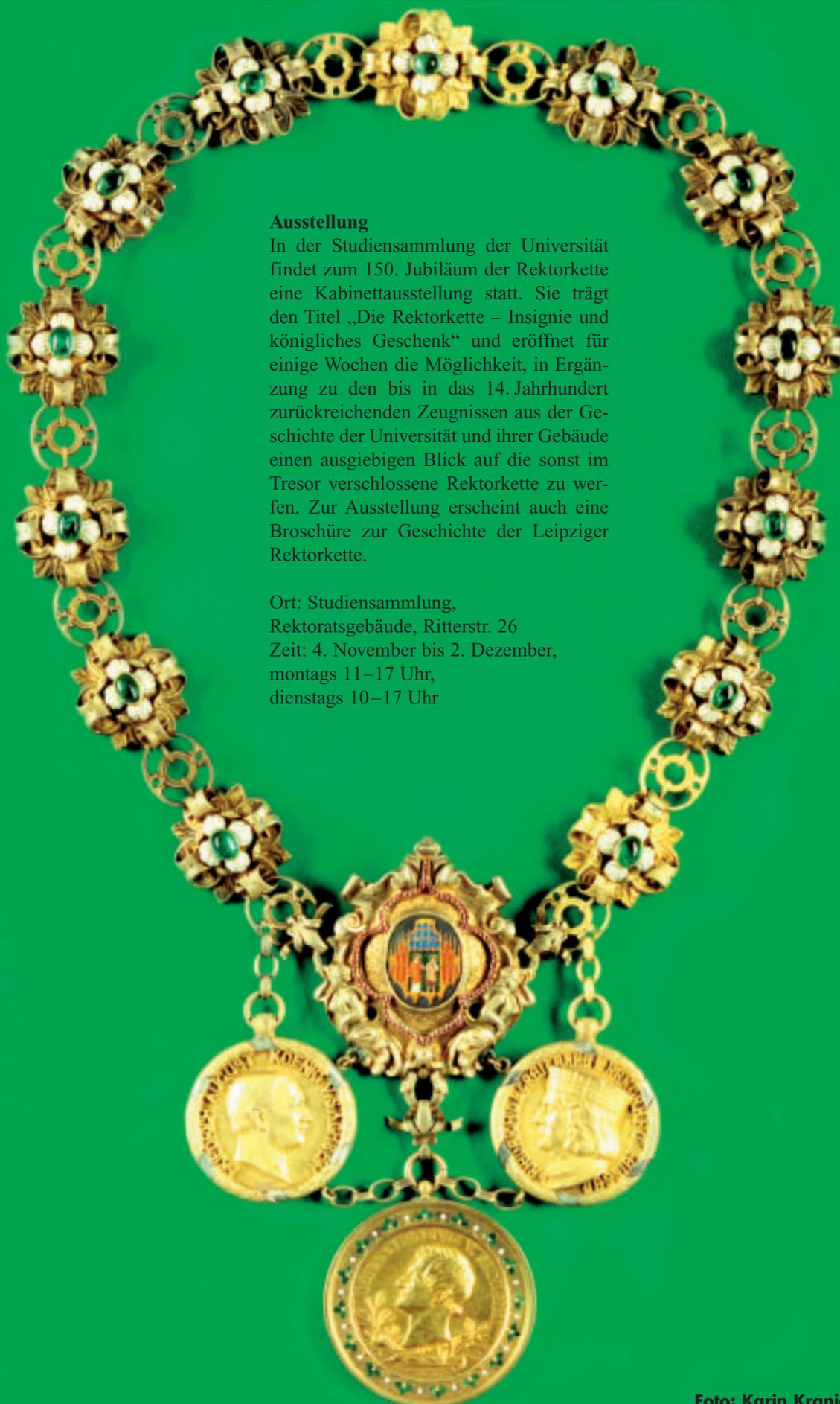
Interview: Carsten Heckmann

weiblichen Figuren erhält, welche mit Rücken und Händen den Schild zu tragen scheinen. Inmitten des leicht gewölbten Schildgrundes prangt, gerahmt von einem funkelnden Vierpass aus 72 dicht gedrängten kleinen Rubinen, das Große Universitätswappen mit den beiden Schutzheiligen Johannes dem Täufer und Laurentius, ausgeführt in einer feinen, auf dunklem Grund in Rot, Blau, Gold und Grün leuchtenden „antiken“ Emailmalerei.

Diesem Symbol der Universität war als ursprünglich einziger Anhänger ein Rundmedaillon mit dem in einen grün-weiß emailliertem Rautenkranz eingelassenen Profilbild König Johanns von Sachsen angefügt, das auf dem Revers die Widmungsinschrift trägt. Schöpfer der Unikat geprägten Medaille war der Erste Graveur an der Dresdener Münze Karl Christian Friedrich Ulbricht. Er gestaltete das Porträt nach der im selben Jahr von Ernst Rietschel geschaffenen Büste des Königs und unterlegte es mit den durch einen Lorbeerzweig verbundenen Attributen Zepter, Schriftrolle und Buch, welche den in Gelehrtenkreisen auch als wissenschaftlichen Autodidakten geachteten König („Philaletes“) repräsentieren. Das in diesem Medaillenporträt zu gleichberechtigtem Ausdruck gebrachte Miteinander von Politik und Wissenschaft lässt keinen Gedanken an einen „Gnadenpfennig“ aufkommen, Staat und Universität bilden an dieser Kette eine selbstverständliche Einheit.

Bis 1909 wurde die Kette in dieser Gestalt getragen. In Hinsicht auf die 500-Jahrfeier der Universität verordnete der sächsische König Friedrich August III. zwei der Rektorskette anzufügende goldene Medailons mit dem Bildnis des Universitätsgründers Friedrich des Streitbaren sowie seines eigenen. Von dem Leipziger Arzt und Bildhauer Max Lange gestaltet und von der Firma AG Gladenbeck in Friedrichshagen bei Berlin ausgeführt, flankieren die sorgfältig ziselierten Gussmedaillen mit ihren einander zugewandten, expansiv flächenfüllenden Profilbildnissen die beiden älteren Anhänger und bilden, bestätigt durch die Widmungsinschriften der Rückseiten, die Klammer für 500 Jahre Universitätsgeschichte unter wettinischer Herrschaft.

*Bei obigem Text handelt es sich um die gekürzte Fassung eines Artikels, der in der in Kürze erscheinenden Publikation „Jubiläen 2005“ zu finden sein wird. Diese Publikation wird in der Pressestelle der Universität erhältlich sein.*



#### Ausstellung

In der Studiensammlung der Universität findet zum 150. Jubiläum der Rektorkette eine Kabinettausstellung statt. Sie trägt den Titel „Die Rektorkette – Insignie und königliches Geschenk“ und eröffnet für einige Wochen die Möglichkeit, in Ergänzung zu den bis in das 14. Jahrhundert zurückreichenden Zeugnissen aus der Geschichte der Universität und ihrer Gebäude einen ausgiebigen Blick auf die sonst im Tresor verschlossene Rektorkette zu werfen. Zur Ausstellung erscheint auch eine Broschüre zur Geschichte der Leipziger Rektorkette.

Ort: Studiensammlung,  
Rektoratsgebäude, Ritterstr. 26  
Zeit: 4. November bis 2. Dezember,  
montags 11–17 Uhr,  
dienstags 10–17 Uhr

Foto: Karin Kranich, Kustodie